

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

26. Jahrgang, Nr. 1
11. Dezember 2009

Robert Becker Tantum ergo

aus meiner Kindheit tönt
noch weihrauchduftend
die Orgel erhabener Feiertage
vom Chor herab

heute hat aber mein Schutzengel
ewigen Ruhestand
und waltet nicht mehr
frohlockend über mich

ruhmreich ist die verflossene Zeit
deren Abdruck mich prägt
und die mich unverfroren
draußen stehen lässt

„Seitensprünge“ in Berlin

In der ungarischen Botschaft in Berlin fand am 25. November die Präsentation der Anthologie „Seitensprünge“ mit jeweils zehn Autoren aus Ostbelgien, Südtirol und Ungarn statt. Die gut besuchte Veranstaltung (110 geladene Gäste waren anwesend) eröffneten Botschafter Dr. Sándor Peisch und Karl-Heinz Lambertz, Ministerpräsident der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens. Dr.



Elisabeth Knab, Hauptdirektorin des Ungarndeutschen Bildungszentrums Baje (Foto), hielt die Einführung zur anschließenden Lesung. Freddy Derwahl, ostbelgischer Schriftsteller, sprach in seiner Einführung über die Wichtigkeit der Herausgabe von „Seitensprünge“. Angela Korb, Dietmar Sous (Belgien) und Stefan Valentin lasen aus ihren Texten, die beiden Ungarndeutschen schlossen die Präsentation mit Musik auf Geige und Klarinette ab. Der Abend klang beim Empfang mit ungarischen Spezialitäten und Willander Rotwein aus. **A. K.**

Gemeinsame Veranstaltungen



Die VUdAK-Werkstattgespräche wurden vom 10. – 13. September in Nadasch durchgeführt. Die Teilnehmer hatten auch Gelegenheit, mit wiederbelebten Weinbautraditionen Bekanntschaft zu machen.

Eine internationale Anerkennung der ungarndeutschen Literatur bedeutet das Erscheinen der Anthologie „Seitensprünge“ vor Weihnachten 2008, in der Texte von jeweils zehn Autorinnen und Autoren „vom Rande“, also aus der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens (DGB), aus Südtirol und Ungarn, zu lesen sind. Die Anthologie entstand auf Anregung des Ministerpräsidenten der DGB, Heinz Lambertz, die anspruchsvollen Druckarbeiten und die Auslieferung erfolgten beim Folio-Verlag (Bozen-Wien). Die drei Vertragspartner – die DGB, die Landesregierung Südtirol und das ungarische Bildungsministerium – übernahmen eine bestimmte Zahl von Exemplaren. In Ungarn bekamen diese ungarndeutsche Institutionen.

Die ersten Vorstellungen der Anthologie „Seitensprünge“ fanden in der „DBG-Hauptstadt“ Eupen bzw. in der Südtirol-Vertretung in Brüssel in Anwesenheit von Ministerpräsident Lambertz statt. Präsentiert wurde das Buch am 25. November 2009 in der Ungarischen Botschaft in Berlin, wo Elisabeth Knab, Vizevorsitzende der Landeselbstverwaltung der Ungarndeutschen, einführende Worte sprach (siehe Bericht nebenan). Auch in der Literaturgesellschaft

„Stafette“ in Temeswar und bei den Literaturtagen in Reschitza (Rumänien) erregte das Buch Aufmerksamkeit. Präsentationen in Ungarn sollten im neuen Jahr stattfinden.

Eine Gemeinschaftsausstellung (Einführung: Ferenc Matits) mit Lesung (Korb, Bradean-Ebinger, Brenner, Valentin, Moderation: Schuth, Musik: Korb, Valentin) wurde im Rahmen der Reihe „Multikulti Budapest“ anlässlich des Jubiläums der Vereinigung der drei Stadtteile zu Budapest am 16. April im Budapester Bildungszentrum organisiert. Die Gemeinschaftsausstellung wurde anschließend vom 6. – 27. Mai im Haus der Ungarndeutschen in Budapest gezeigt. Hier hielt Kunsthistorikerin Borbála Cseh die Einführung. Bei einer VUdAK-Präsentation am 1. März lasen Arnold, Szeifert, Becker und Michaelis in Nadasch. Über die Tätigkeit des VUdAK berichtete Johann Schuth bei den Buchtagen in der zweisprachigen Implom-Schule in Jula am 24. April. Brenner und Korb nahmen an der Lesung zu fünfzehn Jahre Zeitschrift „Barátság“ (organisiert von Éva Mayer) in der Festung (Budapest) am 24. April teil. Die Barátság-Anthologie erschien – auch mit Texten mehrerer VUdAK-Autoren – mehrsprachig im September.

(Fortsetzung auf Seite 16)

Aus dem Inhalt

Texte von Christina Arnold
Seite 2

Gedichte von Monika Szeifert
Seite 2

Gedichte von Robert Becker
und Angela Korb
Seite 3

Stefan Valentin: Menschentrunk
Seite 3

Gedichte von Béla Bayer
Seite 4

Stefan Raile: Prosastücke drei
Seite 4-5

Gedichte von Koloman Brenner
Seite 5

Begegnungen
Seite 6

Erinnerung an Josef Mikonya
Seite 6

Ein höchst lobenswertes Projekt
mit einem Schönheitsfehler
Seite 7

Gedichte von Erika Áts
Seite 7

Märchen und Sagen bei Kuchen
und Kakao
Seite 8

Literaturtage mit naturhafter
Inspiration
Seite 9

Dem Unsagbaren ein Gesicht,
literarische Form und Sprache zu
verleihen
Seite 11

Deutsche Regionalliteraturen im
östlichen Europa
Seite 11

Aus Schorokschar nach Berlin:
Multimedia-Künstler und Kosmo-
polit
Seite 12

Die Freiheit der Ordnung, die
Ordnung der Freiheit
Seite 13

Die Lichtstrahlen der Hoffnung
Seite 14

Zum 100. Geburtstag - Frigyes
Matzon-Gedenkausstellung
Seite 15



Christina Arnold

Ich gewinne

Stimme dich ein lieber Tag
Ich gebe den Ton an
Heute warte ich nicht auf deinen Befehl

Fürchte dich nicht liebe Nacht
Ich schließe die Augen für dich
Und warte auf den nächsten Befehl

Schein-Sein

Trügerisch winken die ewigen Träume
Hochnäsiger versteckt sich die Vergangen-
heit
Unerreichbar blättert das Gestern
Auf das wehrlose Morgen zu

Lausche

Lausche mein Herz
Die süchtige Lebenswut

Lausche dem lausigen Wind
In meinem faden Herbsthaar

Lausche meiner hustenden Stimme
Verborgener im staubigen Zimmerwinkel

Lausche den zerzausten Träumen
Im vernebelten Gestern verscharrt

Herbst

Ein laues Lüftchen
Weht verspielt durch die Gassen

Geübt wälzen die Blätter
Ihren letzten Tanz auf dem Asphalt

Geizig kitzelt die Sonne
Mit ihren ausglühenden Wärmefloskeln

Im sparsamen Tageslicht
Wird die Abendsfreiheit verspeist

Rußlandkiste

Sie war einsam, sie hatte noch keinen Liebsten zu Hause, so jung und unschuldig war sie. Als sie das den anderen, meist etwas älteren Frauen, erzählte, die selbst vor Sehnsucht nach ihren Kindern fast starben, wurde sie sogar darum beneidet, denn sie hätte es, deren Meinung nach, viel leichter als diejenigen, die Kind, Mann und Verantwortung zurücklassen mußten. Die Träume von Liebe und Glück schwirten ihr tagtäglich im Kopf herum, trotz der schrecklichen Umstände und der Qualen. Sie flüchtete in die Traumwelt der Teenagerliebe, die sie sich stündlich anders ausmalte.

Die Gedanken an ihre Eltern taten ihr so weh, daß sie lieber in die Traumwelt der Gefühle eintauchte, und das konnte sie so gut, daß sie die schwere Last der Arbeit kaum spürte. Die eisige Kälte, das Jucken der Läuse, die schmerzenden Füße und der schreckliche Hunger ließen sich dadurch fast vergessen. So war es für sie am einfachsten. Die Tage, Wochen und Monate vergingen und sie gewöhnte sich an die Umstände, so gut es eben ging, wie der Mensch eben so ist, man gewöhnt sich an fast alles. Wie Meditation und Yoga der heutigen Zeit funktionierte bei ihr die Träumerei.

Eines Tages kamen Neue ins Arbeitslager, darunter waren auch einige Männer, manche ganz jung. Gleich am ersten Tag kamen die Männer ins Gespräch mit einigen Frauen aus ihrer Baracke, die Neuankömmlinge wollten wissen, wie das Leben hier sei, und die Frauen versuchten Informationen aus der Heimat zu erhalten. Ein schüchterner Junge saß etwas abseits dabei, spielte mit kleinen Holzstücken und schien ebenso in einer Traumwelt zu schweben wie das junge Mädlein. Es dauerte eine Weile, bis er sie bemerkte, so sehr war er in seine Gedanken vertieft; er soll Schreckliches erlebt haben, munkelten die Kameraden. Er war Tischler und arbeitete sehr gerne in seinem Handwerk, das schien für ihn die richtige Therapie zu sein. Sobald er Zeit hatte und etwas bemerkte, was Hammer und Nagel brauchte, machte er sich nach der Lagerarbeit ans Werk, das nötige Material versteckte er unter seinen Kleidern und Werkzeug ließ sich irgendwie improvisieren.

Der Blickkontakt zwischen den zwei Jugendlichen wurde nach einer Zeit intensiver, errötend und verschämt begrüßten sie sich mit einem leichten Kopfnicken. Zu Hause hätte er sie längst zu einem Tanz aufgefordert oder zu einer Karussellfahrt eingeladen, doch hier war alles anders. Hier redete man meist nur über Heimweh und Krankheiten. Das Mädlein war ihm eindeutig sympathisch, doch er zögerte aus einem bestimmten Grund, den niemand kannte.

Dann kam der Tag, ihr Geburtstag, das Mädlein war an diesem Tag vielleicht noch ein wenig melancholischer als sonst. Geburtstage fürchteten alle im Lager. Die älteren Frauen in der Baracke gratulierten ihr, versuchten, sie auf bessere Zeiten zu verträsten und umgaben sie wie sorgende Mütter. Am Abend, als der Arbeitstag vorüber war und das Mädlein zu ihrem Schlafplatz zurückkehrte, stand auf ihrem Bett eine riesige Überraschung. Es war das Geschenk des Jungen, der ihr heimlich eine Holzkiste gebastelt hatte. Er hatte alle Holzstücke, die er nur finden konnte, gesammelt und daraus ein Meisterwerk geschaffen. Die Kiste war geräumig, hatte einen einfachen Verschluss, außen war ein Blumenmotiv eingeritzt. Liebevoll packte sie sofort ihre wenigen Halbseligkeiten hinein, einige Kleidungsstücke, Bilder und eine Bibel, die sie von zu Hause hatte. Sie machte die Kiste zu und verstaute sie hinter ihrem Bett, damit sie die Wachen ja nicht sahen. Sie war so glücklich wie schon monatelang nicht. Doch sie traute sich nicht, den Tischlerjungen zu suchen und ihm sofort zu danken.

In der Nacht waren laute Geräusche zu hören, Züge kamen und fuhren weg, doch die Frauen schliefen von der Arbeit erschöpft tief und fest. Erst am nächsten Morgen erfuhren sie, daß die Männer wieder einwaggoniert und in ein anderes Lager gebracht worden waren. Keiner wußte wohin, und die meisten von ihnen hat man auch nie wiedergesehen.

Das Mädlein nahm ihre Kiste jeden Tag hervor, streichelte sie und träumte dabei von dem Tischlerjungen, von dem sie nie wieder hörte. Die Kiste nahm sie mit nach Hause, als sie nach drei Jahren endlich aus dem Lager entlassen wurde.

(2009)

Monika Szeifert

Kinder brauchen...

Kinder wie Blumen
brauchen Liebe
zum Wachsen,
behutsame Pflege,
um ihre Wurzeln zu stärken,
und helfende Hände,
um ihnen den Weg zu weisen.
So blühen sie auf
wie zarte Knospen,
von der Sonne berührt.



2009

Kinderjahre

Mit eins – zwei:
lautes Kindergeschrei.
Mit drei – vier:
spielerische Neugier.
Mit fünf – sechs:
gute Fee gegen Hex'.
Mit sieben – acht:
Wunder vollbracht.
Mit neun – zehn:
lernen zu verstehen.

2009



Robert Becker

Schlachthof

jedermanns Niemand geworden:
hundert Kilo Unscheinbarkeit
– und mehr – durch die Last
die zu tragen auferlegt.

im Schlepptempo vorwärts
am Weg befreundeter Feinde
wie ein Tanzbär an der Nase gezogen
mit immer weniger Widerstand.

An die Henker

nicht Gott urteilt
über dich
in dieser Welt
doch läßt du eine
Wunde offen
zerfleischen dich
die Treibhunde
der Moral

niemand ist dein Freund
nur deine Inquisitoren
lächeln dich an
mit rachgierigem
Gefletsch ihrer Zähne
weil du nicht
schnell genug
untergehst

die selbsternannten
Apostel die
im Namen
des Guten zu
jeder Untat bereit
über Leichen gehn
wie über Brücken
zum Erfolg

immer tiefer hacken sie
in Haut Fleisch
Knochen Gedärm
in die Leber ins
Herz und schnüren
ihre Fessel mit
der Wut der ewig
Unzufriedenen zu
doch du weißt wohin
sie dich zerren und ziehn
geh sie in den
Morast dir zuvor
und ob aus dir
ein Phönix wird
darüber entscheidet
nur deine Asche

selbstgeheiligt und
maßlos verbittert
schütten deine Richter
Henkergalle ins
Feuer der Scheite
und erfrieren doch
im Zitterfieber
ihrer Blutgier

Unterwegs

kein Wort brems
die Stille
du sprichst
Buchstaben
Blasen
und im
Nebel stehen
bald nur reglose
Menschen wie
Masten ohne

Segel
am sandigen
Strand
ist die Zeit
aufgefahren
es ist Nacht
es ist Winter
und wir
gehen nach Hause

Tribut

in mir selbst
bin ich obdachlos
in der Welt

an alle Zeit

die ich für mich
selber schuf
gibt es Platz
für jeden
für jeden
nur meine
Unterkunft
ist verpfändet

in einer
Galgenlandschaft
zerre ich
mein Kreuz
an die Pforten
von Rom
im Namen
des Erlösers
Spartacus

Angela Korb

Sprache

Sprache ist Heimat
die treueste Geliebte
von Wort zu Wort
Wonne herbeizaubernd
weint sie still
wenn ich fremdgehe
und verzeiht mein Stolpern
mit einem beglückenden Zauber
ihrer Zärtlichkeit



Schuß

Mit zitternder Hand
drücke ich ab
damit ich zumindest
dein Tod sein kann
wenn schon nicht das Leben
ein ungeborenes Kind
am Pranger meiner Sehnsucht

Stefan Valentin Menschentrunk

Ich hocke vor den Korbflaschen wie ein kleines Kind bei der Beobachtung seines um Haus und Hof tätigen Vaters. Ich lausche dem Blubbern der Schaumbläschen, die alle unaufhaltsam nach oben dringen, um den trüben Most in klare Gedanken zu verwandeln. Geschichte von Jahrtausenden braust in meinen Glasamphoren im Keller der Familie. In dem meiner Familie. Lieben, Heiraten, Streitigkeiten, schwere Arbeit, wahre Gedanken, Feste, Trauer und Freude brechen aus der Traubenquelle auf, Stimmung von ehemaligen Weinlesen wird unter dem Gewölbe ausgehaucht.



Ebenso geduldig sahen meine Urgroßväter einst dem Gedeihen des Weins zu und stellten demütig die Kerze auf das Faß, Kopfneigend vor der Ordnung der Natur. Später füllten sie stolz den neuen Wein ab und schenkten ihn den Familienmitgliedern und Freunden zur Verkostung ein. Ein Stück Schweiß und Seele. Ein Stück von ihrem Leben. Wie einst der Nazarener, erlösten auch sie die Welt mit ihren lange verschwiegenen Gedanken, denen das Blut Christi die Türen des Herzens geöffnet hat. Ihre Gedanken waren Spätlesen, heilende und mitfühlende Worte, Lebenserfahrungen.

Ich reife meinen Wein nach dem weisen Beispiel meiner Ahnen. Beim Sonntagsmahl biete ich der Familie mein eigenes Getränk an. Ich klöne mit seelenverwandten und gleichgesinnten Freunden bei einem Glas Wein über Gott und Musik, Gedichte und Nation, über Menschen, die man gern oder nicht so gern hat, über Wahrheit und Lüge und über die Zukunft, die man zwar nicht voraussehen, doch spüren kann. Ich schaue in die Augen meiner Frau und weiß, für wen ich leben soll. Ich knie mich in der Kirche, die meine Vorfahren gebaut haben, vor dem heiligsten Wein nieder und verspreche Gott dem Herrn, ein besserer Mensch zu sein. Nach dem Abendmahl erzähle ich meinem Sohn über seine Urahnen, die Königssöhne waren und die sieben Köpfe des bösen Drachen mit einem einzigen Schwert abschnitten, um unsere Urgroßmütter, die wunderschönen Prinzessinnen, heiraten zu dürfen.

Mein Sohn wird nach Jahrzehnten, wenn ich nicht mehr mit den Enkelkindern und Urenkeln zusammen feiern kann, eine Flasche Wein von mir aus dem Keller holen, damit die Familie um den Küchentisch ihrer Vorfahren gedenken und die Kraft von ihnen aufnehmen kann. Der neue Wein, der jetzt noch in den Korbflaschen perlt, ahnt nichts von seiner künftigen Rolle, aber es reicht, wenn ich allein Bescheid darüber weiß.

Béla Bayer

Heimat und Zuhause (Zugvögel-Schicksal in zwei Akte gefasst)

Auf den Saiten der Wahrheit rufe ich,
obgleich es mir bewusst ist, dass Menschen
ihr ewiges Wesen nicht beherrschen können.

1. Prolog

Mit sechs wurde ich als „Faschist“ beschimpft,
obwohl mir der Begriff noch arg fremd war.
Neuer Spitzname: „Stinkiger Schwabe“
brachte mir erst das folgende Schuljahr.

Als Zehnjähriger (nach einem Umzug)
entstand meine allererste Lüge:
„Na gut, ich bin kein waschechter Ungar,
wenn ihr wollt, bin ich eben Franzose.“

Mit zwölf zogen wir in eine Großstadt.
Ein Schmelztiegel war sie – ohne Klage,
aber dort waren wir allesamt gleich,
zumindest ergab sich keine Frage.

In dieser Stadt haben wir's schwer gehabt,
dennoch, wir waren alle Kumpane!
Hergelaufene – faktisch wurzellos,
immerhin „wahrhafte Magyaren“.

Langsam wurde ich ein Erwachsener.
„Stattlicher Magyar“ mit deutschem Namen,
als Verseschmied angesehen sogar,
trotz der mir fehlenden Muttersprache.

Die versuchte ich mir anzueignen
und sparte dabei keinerlei Mühe.
Es entzauberten sich Geheimnisse,
zu „guter Letzt“ die deutschen Flüche.

2. Der Pendler

Der Liebe folgend betrat ich
Boden, wo meine Wurzeln sind,
mit der Grabstätte der Ahnen,
wo unsre Geschichte anfing.

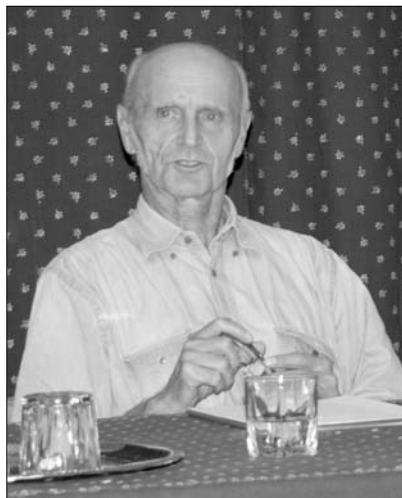
Glaubte, angekommen zu sein,
doch blieb geraume Zeit Fremder,
ein Deutsch-Ungar, Kosmopolit,
höchstens ein „Beute-Saarländer“.

Bei einer meiner Lesungen,
wagten Hörer sacht zu sagen:
„Lesen Sie bitte ungarisch,
bitte pannonische Waisen!“

Betroffen blickte ich sie an,
mir fehlten sämtliche Worte,
über „Vertreibung“ hörte ich,
als mir ernsthaft bewusst wurde:

Muttersprache und Vaterland
sind nicht zwangsläufig verflochten,
nichts gilt je als Heimatersatz,
nicht einmal heilige Pforten.

Der Weg ist Schicksal geworden,
vertraute Zugvögel-Route.
Zielbewusstes Dauerpendeln -
zwischen Heimat und Zuhause.



Stefan Raile:

Pitanka

Ich habe mich oft gefragt, ob Großmutter, als wir noch daheim waren, immer wusste, was die Worte, die sie wiederholt benutzte, eigentlich bedeuteten. Besondere Zweifel hege ich bei „Pitanka“, sobald ich mir jenen Nachmittag vergegenwärtige, an dem wir, um Vater in seinem letzten Heimaturlaub eine Freude zu bereiten, gemeinsam Strudel backten.

Während ich Mohn mahlte, walkte Großmutter den Teig. Als er nicht mehr an ihren Fingern haftete, formte sie ihn zu einem Laib, der geraume Zeit mit einem Tuch abgedeckt wurde. Nachdem sie aus Nüssen, Rosinen, Zucker, Milch und dem locker gewordenen Mohn die sämige Füllung bereitet hatte, rollte sie ihn auf der bemehlten Tischdecke ein Stück mit einem Nudelholz aus und begann, ihn nach allen Seiten zu ziehen, bis er ganz dünn wurde. Diese Tätigkeit, die beachtliches Geschick erforderte, verrichtete sie lange stumm. Erst wenn die Fließpapier ähnliche Teighaut irgendwo einriss, nahm sie ihre Stimme zu Hilfe.

„Willst nicht, wie ich will, du Pitanka!“, schimpfte sie, und ihr Tonfall verriet, wie sehr es sie ärgerte, dass ihr ein Fehler unterlaufen war.

Ich bin beinahe sicher, dass Großmutter so wenig wie ich erfasste, was der Begriff tatsächlich ausdrückte; denn gottesfürchtig, wie sie war, hätte sie nicht auf herkömmliche Art zu fluchen gewagt. Inzwischen weiß ich, dass Pitanka von dem ungarischen „bitang“ abgeleitet ist, was übersetzt Schurke heißt und entgegen Großmutters Annahme, ihre Stimmung durch lautere Mittel auszugleichen, streng genommen doch eine Verwünschung darstellte. Vielleicht ahnte sie aber auch, dass manche ihrer Worte, die sie öfter mit Nachdruck gebrauchte, lästerlich sein könnten. Es würde erklären, dass sie, um mögliche Vergehen vorsorglich zu sühnen, häufiger als üblich zu ihrem Rosenkranz griff.

Sparsamkeit

Als ich im Museum ein altes Spinnrad betrachte, entrücken meine Gedanken. Ich sehe Großmutter wie einst an bitterkalten Winterabenden auf ihrem von Vater gefertigten Hocker sitzen, der nahe an den Sparherd gestellt ist, aus dem wohlige Wärme strömt. Sie hält den Kopf geneigt und beobachtet ihre Spule, auf die sich, während sie mit ihrem rechten Fuß den Tritt bewegt, und die Wolle gefühlvoll aus beiden Händen gleiten lässt, ein feiner, gleichmäßiger Faden wickelt.

Ich blicke vom Tisch, wo ich aus dem Lesebuch ein ungarisches

Idylle

Erinnere ich mich an Edit, meine ich mitunter, neben ihr auf der Bank unter unsrem Maulbeerbaum zu sitzen. Dann beobachten wir wieder die Schwalben, um nach der Höhe, in der sie fliegen, zu mutmaßen, ob es schön bleiben oder sich eintrüben wird. Später blicken wir zum Storchennest auf dem Maisschuppdach und verfolgen beeindruckt, wie die fast flüggen Jungen ihre Schnäbel recken, wenn sich die alten Störche mit Futter, das sie in dorfnahen Tümpeln erbeutet haben, staksig auf den First stellen, um ihre Elternpflicht zu erfüllen.

Zwischendurch hören wir die Schweine in ihren Koben grunzen und schmatzen, den Hahn auf dem Misthaufen krähen, die Kuh Rosi im Stall blöken, weil ihr Euter zu prall geworden ist, und sie gemolken werden möchte. Wenn der alte Klock mit seinen Rappen, die ein beladenes Fuhrwerk ziehen, vom Feld zurückkehrt und die erschöpften Tiere abschrirt, hallt vom Nachbargrundstück eine Weile seine helle, meist fröhliche, Stimme, und danach vernehmen wir wieder die Arbeitsgeräusche aus der Stellmacherwerkstatt, wo Sägen, Hämmern, Feilen, Raspeln und Schmirgeln in unregelmäßiger Folge wechseln.

Manchmal riechen wir von unsrem Platz den Duft des Brots, das Mutter aus dem Backofen zieht, der von der Sommerküche bauchig in die Werkstatt ragt, wo ihn eine braun gestrichene Rundbank umgibt, von der ich etliche Wochen vor Weihnachten beobachten kann, wie unser geschlachtetes Schwein aufgehängt, entborstet, zerteilt und vielfältig verarbeitet wird.

Vor, neben und hinter uns wuselt es: Hühner trippeln und raufen sich um die herabgefallenen, überreifen Maulbeeren, von denen sie später trunken torkeln werden, Enten watscheln, pausenlos schnatternd, gemächlich vorbei, Betyár tritt heran, hockt sich neben mich, fiert anhaltend und stupst mich mit seiner feuchten Schnauze, weil er spielen möchte, Schneewittchen erscheint und umschmeichelt unsre Beine, bis Edit die Katze auf den Schoß nimmt und streichelt.

Prosastücke – drei

Gedicht lerne, zuweilen hinüber. Das leicht schnarrende Geräusch, das zu mir dringt, stört mich nicht, ist mir sogar angenehm und unterstützt mein Bemühen.

Manchmal kommen Frauen aus der Nachbarschaft zu uns. Sie treffen sich reihum, reden, derweil sie spinnen, über Geschehnisse im Dorf, schwärmen von früheren Erlebnissen oder singen jene althergebrachten Lieder, die bis heute in mir nachklingen.

Wenn es nach solchen Zusammenkünften spät wird, bis sich Großmutter schlafen legt, steht sie am folgenden Morgen dennoch so zeitig wie immer auf, um das geplante Tagewerk zu bewältigen. Sie kann nie müßig sein, braucht ständig eine Beschäftigung, muss irgendwo werkeln und ist stets bestrebt, mit sparsamen Mitteln möglichst viel zu schaffen.

Auch die Wolle, die sie spinnst, ist nicht gekauft. Wir haben sie auf dem Weg in unsren Weingarten von dornigen Büschen gesammelt, wo Schafe aus der Herde, die von Weide zu Weide getrieben worden ist, hängen geblieben sind. Die kleinen, flockigen Bausche fühlen sich immer ein wenig fettig an, aber am gesponnenen Faden merkt man kaum noch etwas davon, und der Pullover, den Mutter daraus strickt, erscheint mir, sobald er nach überliefertem Rezept mit Naturstoffen gefärbt worden ist, vollkommen makellos, obwohl er keinen einzigen Pengő oder Forint gekostet hat.

Angst

An die Truppen, die Ende Oktober 1944 kampflos unser Dorf besetzten, habe ich unterschiedliche Erinnerungen. Vor den Rotarmisten, die in vielen Häusern einquartiert wurden, verlor ich bald meine Scheu, weil sie sich Kindern gegenüber freundlich verhielten. Sie schenkten uns, um uns aufzumuntern, diese oder jene Habseligkeit, und ich glaube, sie feuerten, wenn sie durchs Dorf zogen, oft nur in die Luft, damit wir die ausgestoßenen Patronenhülsen, nach denen alle Jungen gieperteten, einsammeln konnten.

Vor den serbischen Partisanen hingegen wuchs mehr und mehr meine Angst, besonders seit jenem Nachmittag, an dem sie, als ich mich allein mit Großmutter in der Winterküche aufhielt, bei uns eingedrungen waren. Wir verhielten uns, sobald die beiden Männer durch heftiges Klopfen Zutritt begehrt, mucksmäuschenstill. Fast glaubten wir, sie würden, durch die Ruhe getäuscht, wieder abziehen, bis der eine so heftig gegen die von innen verriegelte Tür trat, dass sie splitternd aufsprang.

Die Partisanen, die Stiefel, Lederjacken und Schapkas trugen, hielten ihre Maschinenpistolen im

Anschlag. Der Ältere, über dessen linke Wange sich eine wulstige Narbe zog, forderte Wein. Als Großmutter aus einer Korbflasche welchen in die bereitgestellten Gläser goss, schwappte so viel daneben, dass sich auf der Tischdecke ein roter Fleck bildete. Ich stand wie erstarrt, während sich die Männer ein zweites, ein drittes Mal einschenken ließen. Als sie schließlich wortlos aufbrachen, stieß der Jüngere mit seinem Stiefel die beschädigte Küchentür auf. Ich merkte, wie Kälte hereindrang, konnte mich aber immer noch nicht rühren. Auch Großmutter blieb geraume Zeit an ihrem Platz, als wäre sie festgewachsen. Dann nahm sie das Tischtuch ab, hielt es, derweil sie sich schwerfällig auf ihren Stuhl setzte, mit beiden Händen und knüllte es so fest, dass ihre Knöchel weißlich hervorbucketen.

Abschied

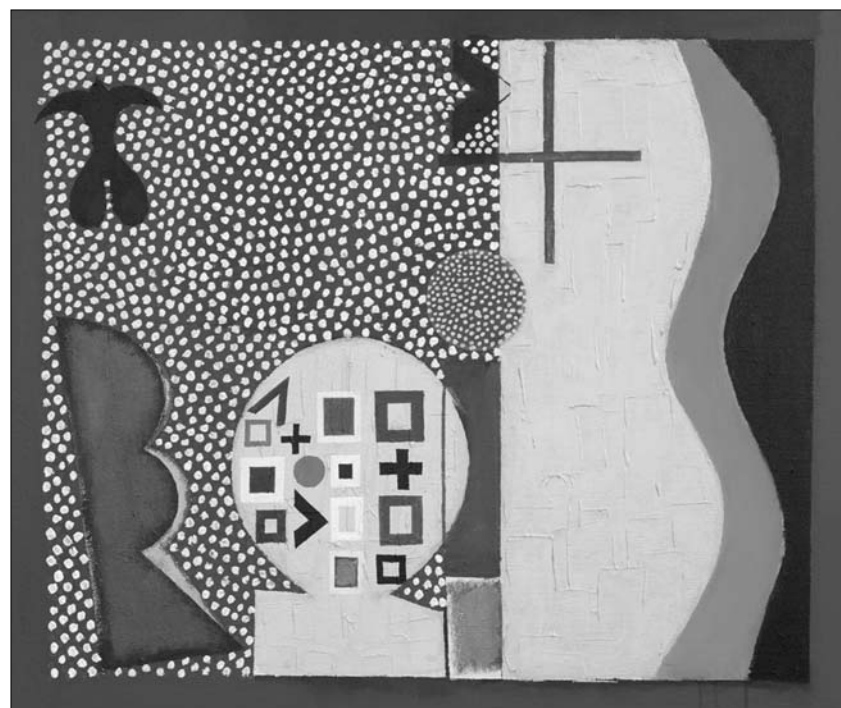
Ein unverhoffter Umstand führte dazu, dass ich mich, ehe wir im Güterzug weggefahren wurden, noch richtig von Betyár und Schneewittchen verabschieden konnte. Großmutter hatte, wie sie bestürzt feststellte, beim kopflosen Packen ihre Lesebrille in der Sommerküche vergessen. Weil ihr ungewiss schien, wann und wo sich ein Ersatz besorgen ließe, entschloss sie sich, noch einmal heimzugehen, als bekannt wurde, dass der Zug erst in einigen Stunden einträte. Ich fürchtete, dass einer der Gendarmen, die eine weiträumige Postenkette bildeten, sie zurückweisen würde. Doch die Männer, vom langen Stehen in der sengenden Hitze erschlaft, nahmen nicht wahr, wie Großmutter die

Ankunft eines neuen Lastwagens ausnutzte, um sich zu entfernen. Davon überzeugt, dass sie meine Hilfe brauchen würde, folgte ich ihr heimlich, indem ich die Gendarmen wie sie überlistete.

Auf der Postgasse holte ich sie ein. Um nicht kurz vorm Ziel noch aufgehalten zu werden, bogen wir in eine Sackgasse ab und erreichten unser Anwesen über schmale Gartenwege von der Rückseite. Zwischen den hochgerankten Rebstöcken hinterm Maisschuppen kniete sich Großmutter nieder und nahm eine der schillernden Weintrauben ab. Als sie eine Beere kostete, vernahm ich freudiges Bellen und spürte kurz danach Betyárs feuchte Zunge auf meinem bloßen Arm. Während er erregt mit dem buschigen Schwanz wedelte, streichelte ich ihm das weiche, gescheckte Fell.

Großmutter, die noch kniete, wollte gerade seinen Kopf mit den Hängeohren umfassen, als sie Schneewittchen entdeckte. Von uns gekraut, kauerte sich die Katze, leise schnurrend, neben Betyár, und der Hund, der sich nicht immer mit ihr vertrug, ließ zu, dass sie genau wie er liebkost wurde.

Die Tiere begleiteten uns auf den Hof. Wie wir befürchtet hatten, war die Sommerküche verschlossen. Mit einem Kantholz, das ich vor der Werkstatt entdeckte, zerschlug Großmutter eine Fensterscheibe und öffnete beide Flügel. Ich kletterte mit Hilfe eines Hockers in den Raum und fand die Brille auf dem Tisch. Wieder im Freien, sah ich, wie Großmutter sich bückte, um Betyár und Schneewittchen noch einmal zu streicheln. Dann richtete sie sich rasch auf, fasste nach meiner Hand und eilte mit mir davon, ohne sich umzudrehen. Die Tiere blieben zurück, als ob sie verstünden, dass sie uns nicht nachlaufen sollten.



Josef Bartl: Goldener Kopf und Figur II., 100x110, Öl, Leinen, 2002



Koloman Brenner

Zitherschlag

Sekunden verstreichen
während der Klang
der angeschlagenen
Zithersaite
verhallt

Luftmoleküle
zittern
eine Zeitlang

danach
kommt
Ruhe

40

reifes Alter
sagt man

jung
geblieben

sagt man

gute Arbeit
sag
ich

Robbenjagd auf Felsen

Wieso kommt das
Gefühlte
nicht wieder?

Robbenjagd
auf Felsen

im Weißen
sickern die Blutropfen
ich wisch
sie nicht ab

Rädern

dreht sich
wieder
das unerbittliche
Rad

es sinkt
es steigt

kaum mehr
zuckt das Auge

koste es
was es wolle

tut's nicht mehr weh

„Begegnungen“, so lautete der Titel des Workshops, den der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler mit Unterstützung des Instituts für Auslandsbeziehungen (Stuttgart) am Wochenende des 5./6. Dezember im Haus der Ungarndeutschen in Budapest veranstaltete. Ein Titel, der nahe lag, denn der Referent des Workshops, Wolfgang Weinkauff (Lehrer, freier Lektor, Kommunikationscoach, wohnhaft in München) hatte als Intention zur gemeinsamen Arbeit das „Einander-Begegnen“ in den Fokus seines Impulsvortrags gestellt.

Aber was heißt „Begegnen“? Wolfgang Weinkauff stellte hierzu als erstes Fragen an die Kursteilnehmer im Hinblick auf das literarische Selbstverständnis der Ungarndeutschen: „Wie ist Ihr Selbst-Befinden als Autor? Leben Sie in einer Enklave, in einer Wagenburg? Oder verstehen Sie sich als Vermittler der deutschen Kultur? Oder sind Sie vielleicht die wirklichen Europäer – freier als andere von nationalen Egoismen? Und die wichtigste Frage: Wo ist Ihre (literarische) Heimat?“

Diese – letzte – Frage unterstrich er mit einem Gedicht Robert Beckers, Mitglied des VUdAK.

„Heimat“
nannten meine Ahnen
dieses Land.

Doch kein Land
ist mir so fremd
in der Welt
wie dies –

aus dem man auch mich
vertreiben kann.

Bereits an der Diskussion um dieses Gedicht wurde deutlich, dass die Interpretation des Begriffs „Heimat“ verschiedensten Motivationshintergründen folgt, die den Workshop von Anfang an bewusst über die bloße Begegnung „Ungarndeutscher Sprachraum – Deutscher Sprachraum“ hinaushob. Heimat, so wurde in der Diskussion verdeutlicht, ist auch als inneres Empfinden begreifbar, das von geografischen und geschichtlichen Aspekten losgelöst sein kann.

Ausgehend von dieser Diskussion leitete Wolfgang Weinkauff über zum Schwerpunkt des Workshops. „Begegnungen“, so Weinkauff, sei als Begegnung mit dem literarischen Selbstverständnis aufzugreifen. Dabei ergebe sich das Selbstverständnis des Autors „aus der Wahl seiner Metapher“.

Drei Metaphern stellte Weinkauff zur Diskussion:

1. Die Metapher „Insel“, die für Isolation einerseits und rettendes Alleinsein andererseits steht und in vieler Hinsicht besonders für die Situation von in Enklaven lebenden Schriftstellern zutrifft.

2. Die zweite Metapher war „Muttersprache“, zu deren Verständlichkeit Weinkauff den Sprachphilosophen Fritz Mauthner heranzog, welcher in seiner Niederschrift „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ schrieb: Es gibt nicht zwei Menschen, die die gleiche Sprache reden. ... Gemeinsam ist die Muttersprache etwa, wie der Horizont gemeinsam ist; es gibt keine zwei Menschen mit gleichem Horizont, jeder ist der Mittelpunkt seines eigenen. (Fritz Mauthner; Wesen der Sprache. Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 1. Band, 1906).

3. Die dritte Metapher in Wolfgang Weinkauffs Ausführungen lautete „Antlitz“. Sie geht zurück auf den jüdisch-französischen Philosophen Emmanuel Levinas (1906-1995). Levinas geht davon aus, dass der Mensch sich zum Menschen durch die Begegnung mit dem „Anderen“ entwickelt. Diesem ist er radikal verpflichtet. Levinas spricht hier sogar von „Unterworfenheit“.

Im Zusammenhang mit dieser Metapher stellte Wolfgang Weinkauff die Frage: „Wie gehe ich (literarisch) mit dem „Anderen“ schwäbischer oder ungarischer Herkunft um? Mache ich Unterschiede? Lasse ich ihn in seinem Sosein oder versuche ich ihn mir ähnlich zu machen oder selbst ähnlich zu werden?“

Diese drei Metaphern bildeten letztlich den philosophisch-literarischen Unterbau, auf dem die Teilnehmer des Workshops nach intensiven Diskussionen eigene literarische Texte erstellten. Länge und Form der Texte war den Workshop-Teilnehmern freigestellt, auch rein philosophisch-gedankliche Aspekte waren willkommen. Der Sonntag war dem Vortrag und der Diskussion der Textbeiträge zum Thema „Begegnung“ vorbehalten, die von lyrischen Reflexionen bis zu epischen Texten zum Problem der Realität reichten.

In der abschließenden Diskussion wurde deutlich, dass alle Beteiligten gerade die Verbindung von philosophischer Reflexion und literarischer Praxis als dem komplexen Workshopthema „Begegnungen“ angemessen empfanden.

F.W.

István Mayer Begegnung mit dem Bekannten

Norbert erreichte nur knapp den Bus. Nur ein Platz war noch frei, neben einem hübschen jungen Mädchen, das gerade ein Buch las.

„Darf ich mich hierher setzen?“ fragte Norbert.

„Aber klar“, sagte das Mädchen.

Der Bus fuhr los. Norbert hatte seinen MP3-Player zu Hause gelassen, und nach 40 Minuten Fahrt wurde es ihm stinklangweilig. Er bemerkte, daß das Mädchen den neuen Stephen King-Roman las, den er auch vor kurzem gelesen hatte.

„Tolles Buch!“

„Ja, glaub’ ich auch.“

„Hast du schon viele King-Bücher gelesen?“

„Eigentlich fast alle. Ich mag ‚Es‘ am liebsten.“

„Was für ein Zufall! Das ist auch mein Favorit!“

„Echt? Jetzt sag’ bloß nicht, daß du auch ein Fan von Lordi bist!“

„Das darf doch nicht wahr sein, du auch? Die Finnen sind ja wahnsinnslustig!“

„Ja, aber ihre letzte Platte fand ich deutlich schwächer als das Debütalbum.“

„Na ja, sie können auch nicht immer Songs wie Hard Rock Halleluyah schreiben.“

„Das stimmt. Übrigens, über ihr Konzert in Wien hab’ ich neulich einen Artikel in *liveshows.net* geschrieben, hast du ihn vielleicht gelesen?“

„Das Konzert in Wien? Hat darüber nicht Hunnenkoenig berichtet?“

„Genau, das ist mein Nickname!“

„Du, Hunnenkoenig? Du hast all diese Sachen über Telemacho geschrieben?“

„Du liest mein Blog? Cool! Ja, Telemacho ist ein eingebildeter Scheißkerl. Liest du seine Buchkritiken? Er ist der gemeinste Typ, den ich kenne.“

„Ach ja, und Hunnenkoenig ist der Beschützer der armen Schriftsteller, ein Held!“

„He, du sprichst von mir! Was ist los mit dir? Wir haben uns so schön unterhalten!“

„Ich hab’ mit einem netten Mädchen im Bus geredet. Aber mit Hunnenkoenig möcht’ ich nichts zu tun haben.“

Norbert stand wütend auf, um in den hinteren Teil des Busses zu gehen.

„Was war denn das?“ fragte das Mädchen.

„Na was denn? Ich bin Telemacho.“

(István Mayer war Teilnehmer des Workshops „Begegnungen“)

Erinnerung an Josef Mikonya Deutsch sprechen – deutsch denken



Auf einen gemeinsamen Gedenktag an Josef Mikonya (Foto) bereiteten sich die Grundschule und die Deutsche Minderheitenselbstverwaltung in Tarian/Tarján Ende September vor. Schon seit drei Jahren weilt der Dichter und Schriftsteller nicht mehr unter uns. Doch seine Worte hören wir noch immer: Die oft traurigen, doch mit Humor gewürzten Erzählungen, Anekdoten klingen noch immer so, als wenn er sie uns eben gestern erzählt hätte.

Am liebsten schrieb er über seine Landsleute, über seine Heimat – nah und fern. Die Geschichten sollen weiterleben, die Bestrebung, die Sprache, Bräuche und Sitten zu behalten, soll auch der jüngeren Generation nahegebracht werden. Mit diesem Ziel setzte sich die Schulleitung zusammen mit den Deutschlehrern und der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung noch Ende August an einen Tisch. Die Zusammenarbeit war erfolgreich, denn die Schüler machten an der sog. unregelmäßigen Literaturstunde unter der Leitung von Maria Miskovics sehr interessiert mit.

Eine gute Hilfe war die moderne Technik: Die Mädchen und Buben sahen Fotos über Józsi bácsi, seinen Lebenslauf konnten sie durch die Bilder an der Leinwand besser verfolgen. Es wurde auch eine kleine Ausstellung aufgebaut: da waren selbstverständlich Mikonyas Werke zu sehen, aber auch die beiden hohen Auszeichnungen – Ehrenbürger von Tarian (1993) und Ehrennadel in Gold für das Ungarndeutschtum (2006).

Was alles davon haften blieb, wurde auch gleich kontrolliert. Die Kinder haben zuerst einander in Paaren, dann auch im Plenum über Josef Mikonya erzählt – natürlich Deutsch.

Mikonya griff in den 70er Jahren vor der Jahrtausendwende zur Feder, damit die deutsche Sprache und auch unsere Kultur weiterleben. Seitdem sind mehr als 40 Jahre vergangen, und in der zweisprachigen Grundschule von Tarian heißt Deutsch lernen soviel wie Deutsch sprechen, deutsch denken. Dabei ist die Deutsche Minderheitenselbstverwaltung schon Partner.

Weitere Projekte auf dieser Ebene zwischen den zwei Institutionen sind im November der Heimatkundewettbewerb für Siebt- und Achtkläßler im Komitat Komorn-Gran, unter dem Titel „Das schönste Erbe“ (nach J. Mikonya) und ein Rezitationswettbewerb zu Ehren von Josef Mikonya.

Er lebt durch seine Werke weiter.

Ein höchst lobenswertes Projekt mit einem Schönheitsfehler

Manfred Peters' Anthologie deutscher Autoren aus von Deutschen besiedelten Gebieten in Italien, Belgien und Ungarn, ist ein höchst lobenswertes Projekt, auch wenn es einen Schönheitsfehler zu bemängeln gibt. Bei fast allen Beiträgen handelt es sich leider um Zweitverwertungen. Eine rühmliche Ausnahme bildet „Anna“ (Ausschnitt aus einem kurzen Roman der Liebe mit vier Personen) des Ungarndeutschen Robert Stein. Eine amüsante Dreiecksgeschichte, nicht ohne Tiefe. In einer Zeit, da Samenspenden fast schon zum Alltag gehören, eine verblüffende Idee, daß eine Ehefrau der Freundin den eigenen Mann ausleihen will, um deren kinderloser Ehe auf durchaus natürlichem Weg endlich zum ersehnten Nachwuchs zu verhelfen. Der Leser darf gespannt sein auf den Fortgang der Geschichte. Daß sich für den fertigen Roman ein deutscher Verlag finden wird, ist dem Autor zu wünschen.

Das Niveau der Erzählungen und Gedichte, obwohl bereits publiziert, ist recht unterschiedlich. Es reicht von lesenswert bis belanglos, von anerkannten Autoren bis zu solchen, die sich ihre Sporen erst noch verdienen müssen. Angela Korb berichtet in ihrer Erzählung (eine Erstveröffentlichung) von einer geheimnisumwitterten alten Frau hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen, die auch eine Hexe sein könnte, sich indes als einsame Deutsche herausstellt, die inmitten einer ungarischsprachigen Umgebung nur ein archaisch anmutendes Deutsch beherrscht. Die junge Schriftstellerin ist einen Stoff angegangen, der

förmlich danach schreit, literarisch erweitert und vertieft zu werden.

Die 1976 in Bozen geborene und mit renommierten Literaturpreisen geehrte, inzwischen jedoch als bereits vergessene Autorin apostrophierte Bettina Galvagni beeindruckt mit zwei Gedichten: Der Schlamm von Birkenau und Letzte Nacht in Birkenau, erstmals in Neue Texte, Meran 2008, veröffentlicht. Sollten diese beiden Gedichte tatsächlich neueren Datums sein, strafen sie diejenigen Lügen, die da meinen, das einstige Wunderkind der österreichischen Literatur habe sich schon ausgeschrieben, nichts sei mehr von ihm zu erwarten. Nach einer schöpferischen Pause könnte sie in einigen Jahren wie Phönix aus der Asche steigen und wieder zu eigenen Themen finden.

Herbert Rosendorfers (geb. 1934 in Bozen) Dichterlesung ist ein beredter Beweis für dessen zuverlässiges Erzähltalent, ebenso wie Hannes Anderers (geb. 1934 als Jean Firges im ostbelgischen St. Vith) Nähe des Todes.

Die bei Rotbuch erschienene Erzählung Ins Blaue des 1954 in Stolberg (Rheinland) geborenen Dietmar Sous (die Verbindung zu Belgien besteht wohl vor allem darin, daß er seit 1983 im deutschen Teil Belgiens lebt) ist wegen ihres lakonisch-spritzigen Tons besonders hervorzuheben. Die Liebe zu einem begehrenswerten Mädchen wird nicht erwidert, zumal alle Bemühungen des jungen Romeo unbemerkt bleiben. Doch wie das Schicksal manchmal so spielt, als die junge Frau an den Rollstuhl gefesselt wird, verkehren sich die Verhältnisse.

Das Genre der Anthologie birgt das Virus der Ungerechtigkeit in sich, weshalb man dem Rezensenten gütlich nachsehen möge, daß er nicht auf alles darin Geschriebene eingehen kann noch möchte. Eines bleibt ihm noch zu tun, nämlich dem Herausgeber zu danken für einen interessanten Einblick in die Literaturszene deutscher Minderheiten in Ungarn, Italien und Belgien sowie für die kurzen Essays zu den drei Regionen. Abschließend darf der

Hoffnung Ausdruck verliehen werden, daß demnächst auch andere deutsche Minderheiten zu Wort kommen mögen. Nach Möglichkeit allerdings mit Erstveröffentlichungen.

Hans-Henning Paetzke

*Seitensprünge – Literatur deutschsprachiger Minderheiten in Europa, Anthologie, herausgegeben von Manfred Peters, Folio Verlag, Wien/Bozen 2009, 253 Seiten

Freddy Derwahl dezember in barjols

ich reise durch die jahreszeiten
auf der suche nach cézanne
man sagt er rührt noch farben an
im flug den mistral zu begleiten

oben in der alten provence
riecht es nach öl nach wein und fischen
ich sitz allein an allen tischen
der winter naht doch bleibt die chance

auf etwas abend etwas sonne
die bauern trinken viel pastis
ich möchte wissen wer du bist
dir schreiben dass ich wieder komme

ein mädchen bringt die speisekarte
ich fahre bald nach sanary
pardon mein kind wie heissen sie
ein letztes glas ich träum und warte



Derwahl moderierte die Präsentation der Anthologie in Berlin

Freddy Derwahl, geboren 1946 in Eupen, Belgien, war in der Auswahljury der Anthologie „Seitensprünge“, ist darin auch mit Texten vertreten.

Erika Ats

lichterloh

der Pappeln blauer Duft
auf braunen Männerrücken
und Warten an der Tränke
verwunschen in der Nacht
die Hügel aus der Ferne
wie weiße Rinderleiber
sie kommen mit dem Mond
kommen mit schönen Mädchen
duftend wie Mondlicht duftet
die dann in große Krüge
schöpfen den kühlen Wind
in ihre weißen Krüge
auf denen Tulpen blühen
und schnelle Hirsche springen
die Hirsche ihr Geweih
verlieren auf dem Heimweg
als die Krüge schaukelnd
auf starken Mädchenschultern
im festen Griff des Burschen
zu süßen Schatten gleiten

KODA

Ich bin wie eine Blume
sobald der Mond mich berührt
Mein Liebster ein ehern Gefäß
darin Holzkohle glüht
Seht die Tulpe lichterloh
im Feuertopf erblüht

1966

Glockenspiel

dem Glockenspiel blieben noch
zwei Töne
kling und *klang*
hoch und tief
hell und dunkel

die Türe *kling*
wenn jemand eintritt und *klang*
wenn er geht
kling knipst das Licht an und *klang*
schaltet auf Dämmerung

kling! – befehlt du
und ich *klang* mit dir aus

das Glockenspiel zerstört
die Türe nur noch
klang – *klang*

1986

Märchen und Sagen bei Kuchen und Kakao

Im Rahmen des Sonnenwende-Festivals las Josef Michaelis im „Gyé-mánt“-Restaurant in Sanktiwan/Piliszentiván aus seinen neu erschienenen Büchern vor. Die Sankt Iwaner Kinder waren am ersten Tag der Ferien, am 16. Juni, in großer Zahl zur Lesung gekommen. Die Gedichte der 5. Auflage des Bandes „Zauberhut“, die nun in zwei Sprachen herausgekommen sind, ernteten großen Erfolg bei den Kindern, die „Onkel Józsi“, der bereits mehrmals unser Dorf besucht hat, aufmerksam zuhörten. Während die Kinder ihren Kuchen mampften und Kakao dazu tranken, wurden sie von den Märchen und Sagen aus dem Band „Der verlorene Schatz“ verzaubert. Das gefiel ihnen so gut, daß sie den aus Willand stammenden Dichter baten, ihnen weitere Schätze aus seiner Märchen- und Sagenwelt zu zeigen, der diesem Wunsch gerne nachgekommen ist. Märchen stellen wohl das literarische Medium dar, durch das die Kinder leichter zu erreichen sind und das den (sprach)pädagogischen Intentionen von Josef Michaelis am meisten entspricht.



Die Kinder hatten an diesem Nachmittag literarische Erlebnisse, und daß sie vom Dichter mit glänzenden Augen Abschied genommen haben, bewies, daß sie sich nicht nur über Kuchen und Kakao gefreut, sondern die eigenartige Märchenwelt von Michaelis in die Ferien mitgenommen haben. **Karl B. Szabó**

Vor dem europäischen Kulturhauptstadtjahr 2010 Fünfkirchen

Zu der Anthologie „Literatur Literaturvermittlung Identität“

Diese grundlegende Essay-Sammlung* beginnt mit einem weit ausholenden historischen Rückblick von András F. Balogh, der allerdings trotz zahlreicher interessanter literaturhistorischer Details das eigentliche „brennende Thema“ – die Identitätsproblematik der Ungarndeutschen von heute, vor allem nach der Wende – zu einfach, „billig“ optimistisch löst, wenn er abschließend meint: „Im Verhältnis zur relativ geringen Zahl der Ungarndeutschen stellt diese Gemeinschaft gar viele Schriftsteller und Dichter. Im Kampf für die Sprache erreichten sie bedeutende Ergebnisse, die jährlich erscheinenden Bücher, die Abgeklärtheit ihrer Themen, ihre poetische Kraft bezeugen einen außerordentlichen Lebenswillen, der die Hoffnung aufschimmern läßt, daß sich diese kleine Literatur im Raum zwischen der ungarischen und der deutschen Literatur auch in Zukunft fest entfalten wird.“

Sándor Komáromi, Mitarbeiter der Fremdsprachlichen Bibliothek Budapest, zeigt in seinem Beitrag „Die ungarndeutsche Literatur und die Bibliotheken“, daß es vor allem darum gehen muß, das passive Verhalten der Leser zu aktivieren. Erst in den 70er Jahren kam die Idee einer Bibliotheksversorgung der Minderheiten auf. Selbst die Literaturbücher des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen oder die des Lehrbuchverlages, die vor 1990 erschienen waren, haben erst durch „geglückte Nachlieferung“ den Weg in die Bibliotheken finden können. Es fehlt ein chronologisch repräsentativer Querschnitt, aus dem Autoren und Textgenerationen sowie das literarische Erbe hervorgehen. Erfreulich ist, daß es die gute Idee gab, die Bibliotheken als Veranstaltungsorte für Autorenabende und Literaturfeste zu benutzen.

Zsuzsanna Gerner, Dozentin am Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft der Universität Fünfkirchen, zeigt in ihrem Essay „Zu Identitätskonzepten der Ungarndeutschen um die Jahrtausendwende: Abstammung – Sprache – Kultur“, daß der terminologische Gebrauch der beiden Grundbegriffe Ethnie und Identität immer mehr gefährdet wird durch die inflationäre und zu wenig differenzierte Benutzung. Gerner versucht anhand der klassischen soziologischen Überlegungen vor allem von Max Weber die Identität als das Ergebnis von Interaktionsprozessen zu sehen. Gerner legt eine Befragung von 40 Gymnasiasten mit deutschem Nationalitätenunterricht aus Fünfkirchen und 90 Grundschulern aus Branauer Grundschulen vor. Einfach erschreckend ist, daß ungarndeutsche Literatur von keinem der Befragten regelmäßig gelesen wird und dies bei einer so guten ungarndeutschen Kinderliteratur, wie der von Josef Michaelis. 15 der 40 Gymnasiasten und 49 Grundschüler kannten keinen einzigen ungarndeutschen Autor, und mehr als nur einen ungarndeutschen Literaten (meist Michaelis), haben nur 8 der 90 Schüler nennen können. Mit anderen Worten 33 der Grundschüler kannten bloß einen ungarndeutschen Autor.

Im Lehrbuch „Lies mit, denk mit“ wird versucht, die Identitätsproblematik von den betroffenen ungarndeutschen Autoren selbst verfaßt, an die

Jugendlichen heranzubringen. Margit Daczi-Szabó, Dozentin der Gyula Illyés Hochschulfakultät Sepsard der Universität Fünfkirchen analysiert das Lehrwerk für den Literaturunterricht. Die einzelnen Kapitel sollen dabei einen zeitgemäßen Bezug haben, der den Jugendlichen neue Einblicke ermöglicht. Im Kapitel „Zeitfragen“ wird das Generationenproblem angesprochen. Im Kapitel „Der Weg zu dir“ menschliche Beziehungen von der Mutterliebe, über die Liebe zwischen Mann und Frau, bis hin zur Liebessituation, wie in Claus Klotz' „Liebeslied anno 1980“. Das für die Identitätsfindung aufschlußreichste Kapitel ist „In dieser Heimat bin ich Schwabe“, ein auch von Eszter Probszt benutztes Zitat von Engelbert Rittinger. Hier wird ungeschminkt die äußerst schwierige Situation des alltäglichen Gebrauchs der deutschen Sprache anhand von Valeria Kochs Gedicht „Lieber Onkel Goethe“ veranschaulicht. Valeria Koch, fränkischer Herkunft wie Goethe, wendet sich an ihren Landsmann-Onkel als späte Nichte mit einem Schrei, einem Hilfeschrei, sie zu beachten und ihr beim Wiederaufleben und Weiterleben der deutschen Sprache in Ungarn behilflich zu sein. Auch ihr ebenfalls von Eszter Probszt zitierter Aphorismus Ungarndeutsch sei das tüchtige Maß des Aussterbens der eigenen Identität, wird hier behandelt. Ebenso wird Claus Klotz' Klage „Ahnerts Lied“ über das Verklingen der deutschen Sprache bei den arbeitsamen muttersprachlich niedergehaltenen Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Verschwinden der älteren Generation, die noch Deutsch kann, zur Sprache gebracht. Allerdings auch mit der pädagogischen Provokation, um einen Widerspruch hervorzurufen zu den Zeilen „Ich sink bald in das Grab, / mit mir die deutsche Mär, das Wort“.

Auch Josef Michaelis von Eszter Probszt zitiertes Gedicht „Agonie“ über den weiteren Untergang der deutschen Sprache bei den Ungarndeutschen nach der Wende, wo der Autor am Ende des Gedichtes auf Ungarisch weiter fortfährt in seiner Zustandsbeschreibung, da hier mit Deutsch kein Weiterkommen mehr möglich ist, wird hier als Hilfeschrei gewertet. Doch wird der totalen Verzweiflung entgegengewirkt durch eine Passage aus Josef Mikonyas Erzählung „Krähen auf dem Essigbaum“, wo die von den Großeltern gehörten Worte den Wortschatz der Enkel erhalten und erweitern. Ausgesprochen optimistisch gelingt Margit Daczi-Szabó der Schluß ihres Essays. Hier verweist sie auf die Diplomarbeit von Brigitte Neizer, die die Möglichkeiten der unterrichtlichen Verwendung von Josef Michaelis Kinderbuch „Zauberhut“ im Deutschunterricht untersucht.

Speziell dem Kapitel „Der Kindheit Sparherdwärme“ aus dem Lehrbuch „Lies mit, denk mit“, widmet Mitverfasserin Agnes Klein, Dozentin der Gyula Illyés Hochschulfakultät Sepsard der Universität Fünfkirchen, ihre Ausführungen. Sie zeigt, daß das Lehrbuch das Resultat einer Bedarfsanalyse ist, ungarndeutsche Autoren didaktisch für den Unterricht aufzubereiten. Dabei wird hier die Sprache als das wichtigste Merkmal der Identität der Minderheit angesehen. Daraus ergibt sich für die Autorinnen dieses

Literaturtage mit naturhafter Inspiration

Deutsche Literaturtage in Reschitza

Zum 19. Mal wurden die Deutschen Literaturtage in Reschitza vom Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza“ arrangiert. Beim ersten Treffen 1991 waren Engelbert Rittinger und Josef Michaelis in Vertretung der Ungarndeutschen mit dabei. Vom 15. – 17. Mai 2009 trafen sich Teilnehmer aus Rumänien, Deutschland, Ungarn und Slowenien, um neueste Publikationen in deutscher Sprache vorzustellen. Die Tagungsorte waren das Museum des Banater Montangebiets und die Deutsche Alexander-Tietz-Bibliothek in Reschitza.

Nora Iuga (Bukarest) machte mit dem 2008 erschienenen zweisprachigen (Rumänisch, Deutsch) Buch „Rolf Bossert: Ich steh auf den Treppen des Winds. Ausgewählte Gedichte, 1972 – 1985“ bekannt. Iuga übersetzte Bosserts Gedichte ins Rumänische und würdigte Bosserts Werk in ihrem Vortrag. Da Nora Iuga auch persönliche Erlebnisse mit Rolf Bossert in ihre Präsentation eingebaut hatte, konnte auch Bosserts Persönlichkeit skizziert werden.

Der Autor Bernhard Setzwein (Deutschland, geboren in München, lebt in Wald-München an der tschechischen Grenze) las Mundartgedichte aus seinen zwei Bänden „Hobdz mi gern. Mundartgedichte“ 1980 und aus „Oidiweiwassumma. Gedichte in altbairischer Mundart.“ 1990.

Der Autor Eugen D. Popin (München/Deutschland) stellte seinen 2008 herausgebrachten Gedichtband „Deine Hälfte des Wortes“ vor.

Anne Junesch (Hermannstadt) las aus ihrem 2008 erschienenen Buch „Wassertropfen in Sibin“ vor, in dem sie das Leben der Sachsen in Rumänien schildert.



Angela Korb las bei den Literaturtagen in Reschitza

Foto: I.F.

Die Germanistin Dr. Mariana Virginia Lazarescu (Bukarest) präsentierte das Buch „Süßes Heimweh, bitteres Fernweh“ von Edith Guip-Cobilanschi. Das mit viel Humor gestaltete Werk bietet Einblick in die Banater Lebensweise. Lazarescu erklärte, daß es enorm wichtig wäre, auch zwischen den Zeilen zu lesen. Anschließend verzauberte die Heimatdichterin das Publikum mit einem Auszug aus ihrem Buch, die humorvolle Vortragsweise ist wahrlich ein Wesenszug der Autorin.

Die Leiterin des Literaturkreises Stafette, Dr. Annemarie Podlipny-Hehn (Temeswar), hatte den Fotoband „Temeswar Timisoara“ mitgebracht. Podlipny-Hehn begann ihre Karriere als Kunsthistorikerin; sie erklärte, das Buch sei als Protokollband erschienen. Es gäbe schon etliche Ausgaben über die Stadt Temeswar, jedoch habe sich das Forum zur Aufgabe gemacht, einen repräsentativen Band herauszubringen. Das Buch legt Wert darauf, außer kultur-

historisch wichtigen Schätzen Temeswars auch die deutschen Institutionen und Einrichtungen zu zeigen. Der Text dazu stammt von Podlipny-Hehn.

Joachim Wittstock (Hermannstadt) legte den Band „Europa erlesen: Hermannstadt“ vor. Die 2008 beim Klagenfurter Wieser Verlag erschienene Anthologie ist der vierte rumänien-deutsche Band in der „Europa erlesen“-Reihe (1999 waren Bukarest und Siebenbürgen, 2004 Czernowitz veröffentlicht worden), herausgegeben von Laura Balomiri.

Michael Astner rezensierte den 2008 verlegten stattlichen Band „Leid und Offenbarung in der sowjetischen Gefangenschaft“ von Radu Marculescu, als dessen Übersetzer Astner zeichnet. Robert Gabriel Elekes (Kronstadt) las aus „Gavril. Prosafragmente“ ein Fragment.

Johann Schuth, 1. Vorsitzender des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, machte mit dem Verband bekannt und präsentierte die

Anthologie „Seitensprünge“, ein internationales Literaturprojekt, die deutschsprachige Literatur von den Randgebieten (Südtirol, Ostbelgien und Ungarn) enthält. Danach las Angela Korb Gedichte und Prosa.

Veronika Haring (Marburg an der Drau/Slowenien) stellte die 2008 erschienene Anthologie „Zwischenmenschliche Bindungen“ vor. Das zweisprachige Buch enthält literarische Texte von slowenischen Autoren, jedoch – erklärte Haring – müßten die Texte ins Deutsche übersetzt werden, da die Autoren wegen historischen Gründen der deutschen Sprache nicht mächtig wären. Gelesen haben aus Marburg Ivana Hauser, Marjan Pungartnik und Ales Tacer.

Die Literaturtage boten eine Plattform zum gegenseitigen Kennenlernen und zum Austausch, die Teilnehmer haben einen Einblick und einen Überblick in das deutschsprachige literarische Geschehen nicht nur in Rumänien, sondern auch teils in Deutschland, Slowenien und Ungarn erhalten. Abgerundet wurde die Tagung – gezielt auch mit dem Ansatz zur Inspiration – durch eine Reise in die poetische Landschaft des Banater Berglands: Die berühmten Wassermühlen (22 an der Zahl) in Rudaria im Almasch-Tal brachten die Teilnehmer der Natur nahe, und im ältesten Theater Rumäniens in Oravitza bekam die Gesellschaft vom Duo Bastet, bestehend aus Carmen E. Puchianu und Robert G. Elekes, das Ein-Mann-Improvisationsstück „Nyktophobie, oder: Mephistos später Gruß an Faust“ zu sehen.

Zur Tagung erschienen ist auch ein Katalog der rumäniendeutschen Bücher 1990 – 2009 mit 1371 Titeln.

angie

Vor dem europäischen Kulturhauptstadtjahr 2010 Fünfkirchen

Zu der Anthologie „Literatur Literaturvermittlung Identität“

Lehrbuches der hohe Stellenwert der Literatur der Ungarndeutschen. Für Ludwig Fischer erlangt sie sogar eine existenzielle Bedeutung für den Erhalt der ungarndeutschen Minderheit. Die Autorinnen des Lehrwerkes betrachten sie nicht ganz so optimistisch, aber immerhin als ein äußerst wichtiges Kommunikationsorgan und oft auch als die einzige Möglichkeit einer Verbindung zwischen Vergangenheit und Aktualität.

Einen erfreulicherweise ganz neuen Stellenwert hat inzwischen die ungarndeutsche Literatur im Unterricht eingenommen. Darauf weist dankenswerterweise Agnes Klein hin. Das Erlebte und Erfahrene wird als kollektives Minderheitenschicksal individuell verarbeitet und kann ein Gefühl der Zugehörigkeit entstehen lassen, wobei auch die Sprachfähigkeit entwickelt wird. Agnes Klein ermuntert die Großeltern – die noch am besten in der Familie Deutsch sprechen – und die Eltern, in schulische und außerschulische Sprachgeschehen ihre Kinder mit Versen, Liedern, Rätseln, Sprachspielen einzubeziehen. Der ungarndeutsche Autor Josef Michaelis, der hauptberuflich Lehrer ist, hat derartige Kindergedichte verfaßt. Ein weiterer Schritt ist dann das Einbeziehen der Geschichte, Sitten, Bräuche in den Erfahrungsbereich der Kinder. Auch hier hat Michaelis Wegweisendes geleistet mit seinem Sammeln von ungarndeutschen Märchen, Sagen, Legenden und Volksliedern.

Die dritte Mitverfasserin dieses Lehrwerkes Andrea Zrínyi, Dozentin an der Medizinischen Fakultät Fünfkirchen (Sprachabteilung), beschreibt die Aufgabentypen des Lehrbuches: Nachforschung zum Thema, Leseverstehen, Schreiben, Sprechen, Grammatik, Stilistik, Wortschatz, Diskussion, Spiel, Basteln, Bewegung. Hier ist man geneigt, den Titel „Lies mit, denk mit“ mit „Spiel mit“ zu erweitern.

Gerade jetzt, wenn Fünfkirchen Kulturhauptstadt Europas 2010 wird, sollten wir die Beiträge dieser drei Autorinnen einer breiten Öffentlichkeit als bemerkenswerte Leistungen der Germanistik in Ungarn bekannt machen.

Die beiden Gymnasiallehrerinnen Adele Büki vom Deutschen Nationalitätenklassenzug des Leőwey-Gymnasiums Fünfkirchen, und Ibolya Hock-Englender, Leiterin des Gymnasiums im Valeria Koch Schulzentrum Fünfkirchen, befassen sich mit der Besonderheit der Identität der ungarndeutschen Jugendlichen von heute, die eine starke Bindung zur eigenen Minderheit prägt, die sich aber gleichzeitig auch stark zur ungarischen Mehrheitsnation hingezogen fühlen. Beide Pädagoginnen heben hervor, daß eins der drei Themen in Literatur in der Matura der Nationalitätengymnasien aus der ungarndeutschen Literatur angeboten wird. Ibolya Hock-Englender weist darauf hin, daß der neue Rahmenlehrplan für ungarndeutsche Nationalitätenklassen ermöglicht, daß im Unterricht parallel Werke aus der ungarndeutschen bzw. aus der deutschsprachigen Literatur behandelt werden. Sie selbst hat Valeria Kochs Gedicht „Liebe im Café“ mit Erich Kästners motivgleichem Gedicht „Sachliche Romanze“ verglichen.

Über den Stellenwert der ungarndeutschen Literatur im neuen Jahrtausend berichtet aus seiner Erfahrung Alfred Manz, Fachschaftsleiter für Deutsch am Gymnasium des Ungarndeutschen Bildungszentrums Baja. Er zeigt, daß die ein Dutzend ungarndeutschen Gymnasien, bzw. Gymnasien mit einem ungarndeutschen Klassenzug, immer mehr auch von Kindern mit ungarischer Muttersprache besucht werden. Manz will die Besonderheit des Deutschunterrichts in den Nationalitätenklassen bewußt machen. Hier ist die deutsche

Bescheiden und ausdrucksstark

Franz Heinz zum 80. Geburtstag

Bescheidenheit ist eine herausragende Charaktereigenschaft des Banater Schriftstellers und Publizisten, der durch seine Ausdruckskraft und – nicht nur Banat-bezogene – Themenwahl auch in bundesdeutschen Literaturkreisen Anerkennung geerntet hat. Dabei hat er den bundesdeutschen Lesern das Banat, das Land und seine Leute, anschaulich und einprägsam vorgestellt.

Geboren am 21. November 1929 in Perjamosch, Studium der Geschichte, Geographie und Pädagogik in Bukarest. Heinz war von 1960 bis 1976 Feuilletonsredakteur der Tageszeitung „Neuer Weg“ in Bukarest, von 1965 bis 1976 Mitglied des Rumänischen Schriftstellerverbandes. 1976 erfolgte seine Aussiedlung nach Deutschland. Hier war er bis 1990 Redakteur des Pressedienstes „Kulturpolitische Korrespondenz“ des Ostdeutschen Kulturrates Bonn. Außerdem Chefredakteur der Zeitschriften „Der gemeinsame Weg“, Vierteljahresschrift (1984-1990), „Kulturspiegel“ (1990-1995), „Kulturreport“ (von 1995 bis heute). Seit 1995 freischaffender Publizist. Ab 2001 leitet Franz Heinz die West-Ost Künstlerwerkstatt im Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf und redigiert die Beilage „Kontrapunkt“ im Ost-West-Journal/Düsseldorf, in dem Kommentare und kulturpolitische Studien erscheinen. Der Jubilar ist Mitarbeiter beim Westdeutschen Rundfunk, veröffentlichte Beiträge in 15 Programmzeitschriften des

Gerhart-Hauptmann-Hauses, verfaßte Essays in literarischen Zeitschriften, Hörspiele, Reportagen und Prosa-Anthologien. Nicht zuletzt machte sich Franz Heinz um die Herausgabe des Banater deutschen literarischen Erbes verdient.

Er erhielt den Prosapreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes für Minderheitenliteratur 1972 für seine Novelle Ärger wie die Hund; den Andreas Gryphius-Preis 1993; die Ehrengabe des Donauschwäbischen Kulturpreises 1994 und den WDR-Hörspielpreis 1994.

Franz Heinz schreibt vorwiegend Kurzprosa und Hörspiele. In seiner meist gegenwartsbezogenen Kurzprosa wird der Identitätsverlust des Menschen dargestellt. In seiner frühen Prosa – Kurzgeschichten und Erzählungen – behandelte der damals in Bukarest lebende Autor Themen, wie sie das Leben schrieb: „Ich hatte nicht vor, mich thematisch aus dem Banat zu verabschieden, das mir bis heute für jedes Thema groß genug scheint.“ Nach seiner Aussiedlung nach Deutschland ist die Integrationsproblematik seiner nach Deutschland ausgewanderten Landsleute Dreh- und Angelpunkt seiner literarischen und journalistischen Tätigkeit. Er analysiert die unterschiedlichsten Aspekte des Eingliederungsvorganges und stellt diese in einer aussagekräftigen, bildhaften Sprache dar.

Menschen auf der Suche nach einer „neuen Heimat“, psychisch Gescheiterte, die – milieufremd –

den Anforderungen einer anderen Gesellschaftsform einerseits nicht gewachsen und andererseits den altergebrachten, über Jahrhunderte gefestigten Lebensformen nicht zu entsagen imstande sind, bieten Franz Heinz – auch für seine Hörspiele – ein ausgedehntes Betätigungsfeld.

Der erfolgreiche Hörspielautor begründet die Pflege dieses literarischen Genres so: „Ich halte den direkten Weg zum Publikum für den besten, da ist mir das Hörspiel lieber als das vom Bild lebende Fernsehen. Durch die Konzentration auf das Wort scheint mir das Hörspiel das geeignetere Medium für den literarischen Dialog zu sein.“ Der Schriftsteller vertritt die Meinung, „daß Anpassung keineswegs Selbstverleugnung bedeutet. Mit der Bereitschaft für einen Neubeginn in der neuen Heimat sei nicht notwendig die Preisgabe der eigentlichen Herkunft verbunden“.

Aus seinem Aufsatz Bukarest-Düsseldorf: „Draußen in der Fremde, ja, da stehen die Kirchenburgen in Siebenbürgen als sichtbare Hinterlassenschaft, und auf der Banater Heide tragen die Giebelreihen der Dörfer unser Merkmal – hier im Westen jedoch, zerstreut über das ganze Bundesgebiet, ist das abhanden gekommen, was uns erkennbar macht unter vielen. Wir sind integriert, und wir reden uns nicht ohne guten Grund ein, daß es richtig ist, nur daß es, wie alles, seinen Preis hat. Wir verabschieden uns von uns

selbst.“ Welch gewaltige wie gewagte Aussage im letzten Satz.

Franz Heinz beschäftigt wie so viele unserer Banater und Siebenbürger Autoren die Aufgabe der über Jahrhunderte in der alten Heimat entstandenen bzw. geschaffenen materiellen wie die der sich herausgebildeten ideellen Werte, doch man kannte oder erahnte zumindest den hierfür gezollten hohen Preis für die erlangte Freiheit: „Was Freiheit ist, mag unterschiedlich auslegbar sein – wir verstanden darunter leben ohne Angst und Not, leben ohne die Erbsünde, Deutscher im kommunistischen Ausland der Nachkriegszeit zu sein.“

Franz Heinz wird ebenso als Kunstkritiker geschätzt: Seine Monographie über Franz Ferch und seine Aufsätze über Künstler und bildende Kunst haben auch in der Prosa des Schriftstellers einen nicht zu übersehenden Niederschlag gefunden.

In der „Banater Post“ hält Horst Fassel fest, was viele Franz-Heinz-Leser schätzen: „Franz Heinz erleidet als Autor das, was wir alle – zwischen gestern und morgen – durchzustehen haben. Deshalb sind uns seine Texte so vertraut, deshalb sind sie uns die Mühe wert, nacherlebt und nacherdacht zu werden“. In der Banater deutschen Literatur gehört Franz Heinz zu jenen, die, ohne Aufsehen erregende Ehrungen, wohl fachlich-literarisch zur Spitze gehört.

Hans Dama

Vor dem europäischen Kulturhauptstadtjahr 2010 Fünfkirchen

Zu der Anthologie „Literatur Literaturvermittlung Identität“

(Fortsetzung von Seite 9)

Sprache mehr als eine Fremdsprache, da sie Sprache und Kultur der Vorfahren einiger Schüler repräsentiert und deren kulturelles Erbe auch als gesamtungarländisches Kulturgut vermittelt. Die schon von Ibolya Hock-Englender erwähnten Rahmenlehrpläne räumen sogar die Möglichkeit ein, Minderheitenkunde als ein selbstständiges Fach zu unterrichten.

Das Schlüsselwort der ungarndeutschen Autoren in den 70er und 80er Jahren war die Identitätsbewahrung als individueller und gemeinsamer Reichtum. Deutsch als Muttersprache hat Alfred Manz immer wieder erfahren müssen, ist in Ungarn nur in Einzelfällen möglich. Deshalb ist der Deutschunterricht so wichtig zum Kennenlernen der „Muttersprache“ als Sprache der Ahnen, aber auch als Verständnis für die Minderheitenproblematik in Ungarn, was dann wiederum die Identität festigt. Alfred Manz bringt Beispiele für Themenkreise der ungarndeutschen Literatur in den Rahmenlehrplänen Deutsche Sprache und Literatur sowie Minderheitenkunde.

Den Themenkreis Sprache, Heimat, Identität schlägt Alfred Manz vor, solle man in Zukunft erweitern durch moderne allgemeine Themen, wie Liebe und gesellschaftliche Probleme in der heutigen Zeit. Dadurch können neue Möglichkeiten, neue Interessenten, vor allem auch an ungarndeutscher Literatur Interessierte gewonnen werden.

Johann Habel, Geschäftsführer des Lenau-Hauses, Fünfkirchen, weist in seinem Beitrag „Die Rolle des Deutschen als Mutter- und als Fremdsprache im Bemühen des Lenau-Vereins um die Herausbildung und Stärkung des Identitätsbewußtseins der Ungarndeutschen“ auf die Gefahr hin, daß im Zuge der Folgen der früheren Kollektivschuldzuweisung die Ungarndeutschen bis heute befürchten müssen, eine nationale Minderheit zu werden, ohne eine eigene Muttersprache, wenn sie dem nicht tatkräftig entgegenwirken. Dem will der von ihm geführte Lenau-Verein durch eine gezielte

Förderung des Muttersprachenunterrichts und durch Organisieren von kulturellen Veranstaltungen in der Muttersprache entgegenwirken.

Wie wichtig der Spracherwerb für die Identitätsfindung der jungen Ungarndeutschen ist, erläutert Katalin Sebök, damals Präsidentin der GJU – Gemeinschaft Junger Ungarndeutscher. Wenn auch die Sprache das wichtigste Mittel zur Bewahrung der Identität ist, gibt es auch noch andere, wie Singen im Chor, das Tanzbein zu ungarndeutschen Tänzen zu schwingen, Ausflüge in den deutschsprachigen Raum und Ähnliches. Vor allem aber, hat Katalin Sebök pragmatisch erkannt, kommt es auf den persönlichen Kontakt an, und hier ist sie letzten Endes doch optimistisch, daß trotz vieler Probleme und auch Tiefpunkte die Hoffnung auf das Beibehalten und das Weiterführen der Identität überwiegt.

Welche Bedeutung für dies Weiterführen der Identität das Fernsehen hat, untersucht Monika Ambach, damals Mitarbeiterin in der deutschsprachigen Fernsehredaktion „Unser Bildschirm“, Fünfkirchen, Leiterin des Ungarndeutschen Kultur- und Informationszentrums, Budapest. Die Hauptaufgaben der Sendung bestehen im Erhalten und Pflegen der Muttersprache. Sie sollte Ensembles Auftritte ermöglichen und sie hat sich zur Aufgabe gemacht, das geistig-kulturelle Erbe der Ungarndeutschen zu pflegen. Zudem informiert sie über aktuelle Ereignisse und bietet seit 1992 ihre Sendungen ungarisch untertitelt an. Besonders „Unsere Kinderecke“ hat großen Anklang gefunden. Die Sendung wurde von Deutschlehrern in ihren Unterricht eingebaut. Selbst Schulen ohne besonderen Nationalitätenunterricht nutzten dieses Programm und tragen somit auch dazu bei, daß die ungarndeutsche Minderheit als ein Bestandteil der ungarischen Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen wird.

Ingmar Brantsch

*Literatur Literaturvermittlung Identität. VUdAK. Budapest 2004 S. 143

Dem Unsagbaren ein Gesicht, literarische Form und Sprache zu verleihen

Mit dem Wissen darüber, was die großen Diktaturen des 20. Jahrhunderts Scheußliches und eigentlich nicht Wiedergutzumachendes angeordnet haben, kann Thomas Manns Ausspruch Der Antikommunismus ist die Grundtorheit unserer Epoche (geschuldet der Hexenjagd auf Sympathisanten des Kommunismus in der McCarthy-Ära) heute nicht mehr widerspruchlos hingenommen werden. Wie auch die Leugnung der Shoah nicht. Beide Diktaturen, der Hitlerismus und der Stalinismus, haben als Reaktion darauf literarisch Bleibendes hervorgebracht, unter anderem Anne Franks Das Tagebuch der Anne Frank, György Konráds Der Komplize und Glück, Imre Kertész' Roman eines Schicksallosen, Boris Pasternaks Doktor Schiwago, Michail Bulgakows Der Meister und Margarita, Alexander Solschenizyns Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch und jüngst Herta Müllers mit dem Nobelpreis des Jahres 2009 ausgezeichneten Roman Atemschaukel*.

Nach dem Vorrücken der Roten Armee im Sommer 1944 tief nach Rumänien und der Verhaftung des faschistischen Diktators Antonescu erklärte das Land dem bis dahin verbündeten Deutschland überraschend den Krieg. Anfang 1945 forderte Stalin von der rumänischen Regierung zwecks Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Sowjetunion alle rumäniendeutschen Männer und Frauen im Alter zwischen 17 und 45 als Arbeitsklaven an. Ideologisch begründet wurde die Deportation zur Zwangsarbeit in sowjetische Lager mit dem Hinweis darauf, daß die Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen allesamt freiwillig in die Waffen-SS eingetreten seien. Um der historischen Wahrheit willen ist anzufügen, daß von freiwillig in der Regel keine Rede sein konnte. Vielmehr wurden die wehrfähigen Rumäniendeutschen statt zur Wehrmacht in die Waffen-SS eingezogen.

Noch ist der Krieg nicht zu Ende, als die Rumäniendeutschen ihre Koffer packen müssen, um zu einer malenki robot, in Viehwaggons verladen, in eine ungewisse Zukunft aufzubrechen. Gespenstisch erinnert die Reise an die Judentransporte nach Auschwitz, auch wenn den nach dort Deportierten der Tod sicherer war als den nach Sibirien Verschleppten. Die fast schon tödlich zu nennende Naivität des siebzehnjährigen Ich-Erzählers Leopold Aueberg aus Hermannstadt, eines juvenilen Homosexuellen, der dem Umstand, auf die Liste gesetzt worden zu sein, Positives abzugewinnen vermag, ähnelt in gewissem Sinne den Illusionen vieler Holocaust-Opfer, die

sich ihre geplante Vernichtung nicht vorstellen konnten noch wollten: „Im Schrecken, dass ich mitten im Winter wer weiß wohin zu den Russen muss, wollte mir jeder etwas geben, das vielleicht etwas nützt, wenn es schon nichts hilft. Weil nichts auf der Welt etwas half. Weil ich unabänderlich auf der Liste der Russen stand, hat mir jeder etwas gegeben und sich sein Teil dabei gedacht. Und ich habe es genommen und mir gedacht mit meinen siebzehn Jahren, dass dieses Wegfahren zur rechten Zeit kommt. Es müsste nicht die Liste der Russen sein, aber wenn es nicht zu schlimm kommt, ist es für mich sogar gut. Ich wollte weg aus dem Fingerhut der kleinen Stadt, wo alle Steine Augen hatten. Statt Angst hatte ich diese verheimlichte Ungeduld. Und ein schlechtes Gewissen, weil die Liste, an der meine Angehörigen verzweifeln, für mich ein annehmbarer Zustand war. Sie fürchteten, dass mir etwas zustößt in der Fremde. Ich wollte an einen Ort, der mich nicht kennt. Mir war bereits etwas zugestoßen. Etwas Verbotenes. Es war absonderlich, dreckig, schamlos und schön. Es passierte im Erlenpark ganz hinten



jenseits der Kurzgrashügel. Auf dem Heimweg bin ich in die Parkmitte, in den runden Pavillon gegangen, wo an Feiertagen die Orchester spielten. Ich blieb eine Weile darin sitzen. Das Licht stach durchs feingeschnittene Holz. Ich sah die Angst der leeren Kreise, Quadrate und Trapeze, verbunden durch weiße Ranken mit Krallen. Es war das Muster meiner Verirrung und das Muster des Entsetzens im Gesicht meiner Mutter. In diesem Pavillon habe ich mir geschworen: Ich komme nie mehr in diesen Park.“

Würde uns Herta Müller nicht von Anfang an die Gewißheit vermitteln, daß Leo aus dem Lager

zurückkehren wird, wäre der Leser geneigt anzunehmen, daß man diese fünf Jahre physische und psychische Strapazen – Hunger und Kälte, Angst und übermenschliche körperliche Anstrengung – nicht überstehen kann. Herta Müllers Roman vom Leben und Tod, von Schrecken und Leiden, Selbstaufgabe und Überlebenswillen, Menschlichkeit und Unmenschlichkeit, sexueller Begierde und Erfüllung in Jahren, da der Mensch zum Tier geworden, lebt von Symbolen und einer Lyrik des Grauens.

Unsagbares zu sagen, dem Unsagbaren ein Gesicht, literarische Form und Sprache zu verleihen, spürbar und nachvollziehbar zu machen, daß Unrecht Unrecht bleibt, gleich auf welche Ideologie es zurückzuführen ist, dies alles episch und dichterisch zu Papier gebracht zu haben, darin besteht Herta Müllers schriftstellerische Leistung, mit der sie sich einreihet in die Gesellschaft großer Autoren der Weltliteratur.

Hans-Henning Paetzke

*Herta Müller – Atemschaukel, Roman, Carl Hanser Verlag, München 2009, 303 Seiten

Deutsche Regionalliteraturen im östlichen Europa

Die Akademie Mitteleuropa in Bad Kissingen bot der Tagung „Deutsche Regionalliteraturen im östlichen Europa“ auch dieses Jahr vom 29. November – 3. Dezember ein Zuhause. Auf der Veranstaltung wurden wissenschaftliche Forschungsergebnisse von deutschen, ungarischen, rumänischen, polnischen und slowakischen Forschern präsentiert.

Einer der Schwerpunkte der Tagung war das Leben und das literarische Schaffen Herta Müllers bzw. wurde auch auf die Nobelpreisvergabe reflektiert. András F. Balogh (Budapest/Klausenburg) thematisierte neben Müllers Herkunft und Tätigkeit als banaterdeutsche Autorin ihre ambivalente Wahrnehmung in der deutschen bzw. rumänischen Presse. Die Resonanz auf das Werk der Schriftstellerin war auch das Thema der Präsentation Dieter Michels (Karlsruhe), der in seinem Vortrag versuchte, das Echo der Nobelpreisvergabe in deutschsprachigen Presseor-

ganen vorzustellen bzw. die Ikonographie der Müller-Porträts in den Zeitungen aufzuzeigen. Die Presse als Möglichkeit der Vermittlung auslandsdeutscher Literatur bekam auch im weiteren eine tragende Rolle. Peter Urban (Preßburg) sprach über die Pressegeschichte Preßburgs zwischen den zwei Weltkriegen. Nach einer historischen Einleitung über den Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und über das Zustandekommen der Tschechoslowakischen Republik fokussierte Urban auf die Monatszeitschriften „Heimat“ und „Das Riff“, betonte ihre literarische Rolle bzw. listete die wichtigsten deutschen, Wiener und Prager Autoren auf, die ihre Werke in diesen Blättern veröffentlichten. Pressegeschichtliches hatte Walter Engel (Düsseldorf) zum Thema, er sprach über die Banater Zeitschrift „Von der Heide“. Engel reflektierte in erster Linie auf das Programm, auf die wichtigsten Aufgaben, Themen, Mitarbeiter bzw. hob hervor, daß dieses Blatt eine Brücke zur Literatur und Kultur des deutschen Sprachraumes schlug.

Ein besonderer Typ von Presseorganen, nämlich die Kalenderschriften des 18. Jahrhunderts, bil-

deten den Kern des Vortrages von Rita Nagy (Erlau/Eger), die auf die wichtigsten Druckereien des Königreichs Ungarn und die hier verlegten Zeitungen einging. Presse und Zeitschriften waren das Thema von Michael Markel (Nürnberg) und Horst Schuller (Heidelberg/Hermannstadt). Markel strebte in seinem Vortrag an, deutsche literarische Zeitschriften („Der Nerv“, „Das Licht“, „Ostland“, „Klingsor“) und Rezeptionsprobleme des Expressionismus auf rumänischem Gebiet zu behandeln, während Schuller die siebenbürgische Zeitschrift „Klingsor“ vorstellte. Péter Varga (Budapest) näherte sich dem Thema Regionalliteratur aus einem besonderen Aspekt und machte mit zwei Dramen der jüdischen Schriftsteller Moritz Gottlieb Saphyr und Johann Jung bekannt bzw. sprach auch über die Darstellung der Entwicklung jüdischer Literatur in Ungarn. Die andere Annäherung war auch für die Präsentation Pawel Pawlitas (Breslau) charakteristisch, der die Zuhörer auf die Stadt Breslau als Literatur- und Kulturzentrum der ostmitteleuropäischen Region aufmerksam machte.

Orsolya Lénárt

Aus Schorokschar nach Berlin: Multimedia-Künstler und Kosmopolit

Antal Lux über Identität, Kunst und Wurzeln

Der Schorokscharer Künstler Antal Lux – Jahrgang 1935 – lebt seit 1956 in Deutschland. Wenn über die Künstlersektion von VUDAK die Rede ist oder einfach Schorokscharer Künstler genannt werden, stehen drei Namen, Bartl, Misch, Lux, als wichtiges Aushängeschild im Raum. Nicht nur ihre Wurzeln, ihre Sozialisation, sondern auch die innige und tiefe Freundschaft zwischen ihnen war weitläufig bekannt und bestimmend für sie. In Berlin, im jetzigen Wohnort von Antal Lux, befragte ihn Signale.



Signale: Herr Lux, wie wurden Sie in Schorokschar für die Kunst sensibel?

AL: In Schorokschar habe ich mich immer wohlgefühlt. Von meinem Vater habe ich ein Ölfarbenset geschenkt bekommen, eine alte Hose meines Vaters hab ich als Leinen benutzt und ein Landschaftsbild gemalt. Damals war mein Vater aus Rußland zurückgekehrt. Ich wußte natürlich nicht, daß man, wenn man mit Ölfarben arbeiten will, vorher grundieren muß, ich habe das ganze Set für das Bild aufgebraucht. Ein Aquarell habe ich noch aus dieser Zeit, aus dem Jahre 1948, und zwar die Schorokscharer Müllerinsel. In der Textilfabrik gab es eine Art Kunstschule, die frei zugänglich war, die habe ich zusammen mit Josef Bartl besucht. Damals haben wir Stilleben gemalt mit Mais, Kanne, Totenkopf. Ich habe einmal einen dritten Preis beim Wettbewerb der Amateurmaler bekommen, von dem Geld habe ich mir Ölfarben gekauft.

Geleitet hat die Textil-Kunst-Schule Szilárd Iván, aber meine Entwicklung begann in eine falsche Richtung. Das Gymnasium besuchte ich in Tschepele. In der freien Kunstschule von István Ilosfai Varga – den ich als einen der besten Maler aller Zeiten verehere – habe ich dann meine Richtung gefunden. Ich habe gelernt, menschlich zu sein, mich menschlich zu verhalten. Er hat die Menschlichkeit in der Kunst gelehrt. Mein bis dahin dramatisches Wesen hat etwas Lyrisches abbekommen, auch in meiner Kreativität und Kunst kam eine lyrische Stimmung zum Vorschein.

Signale: Wie sind Sie nach Deutschland gekommen?

AL: 1956 war ich bei der Armee Arbeitsdienstler und zwar in Fünfkirchen. Dort traf mich die Revolution. Unsere ganze Einheit war gegen die Sowjets, wir haben im Mecsek-Gebirge gegen sie gekämpft. Das ist so ein Zuzwinker des Schicksals in der Hinsicht, daß ich in den 80er Jahren sehr viel von den russischen Avantgardisten gelernt habe. Ich war damals ein Soldat, der Befehle bekommen hat. Ich bin geflüchtet, machte mich zu Fuß aus Fünfkirchen

nach Schorokschar auf, in Weingärten fand ich Unterschlupf. Doch bis ich dort ankam, ist vieles passiert. Beispielsweise haben mich in Harast die noch aktiven Revolutionäre geschnappt, wir warteten in einem Bach auf die russischen Panzer, die Gott sei Dank nicht gekommen sind. Die hätten uns mit einem Schuß aus dem Bach geholt. Als ich zu Hause angekommen bin, hat meine Mutter sich gewundert, schlug ihre Hände über dem Kopf zusammen und sagte, man hätte mich gerade am Vortag gesucht. Ich habe meine Sachen gepackt und bin in Richtung Österreich los. Beim Neusiedlersee haben die Russen eine zerbombte Brücke bewacht, wir haben aus Schilf einen Kahn gebaut und sind damit ans andere Ufer, nach Österreich. Ich habe es damals gar nicht verstanden, mit 20 Jahren bin ich elf Jahren Kommunismus entkommen.

Signale: Wie sind Sie nach Berlin gekommen?

AL: In Bayern, in Pidding, gab es eine Baracke, wo wir registriert wurden. Nach einem Jahr Sprachkurs am Goethe-Institut habe ich in Stuttgart an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste studiert. 1965 habe ich die Staatsprüfung gemacht, bis 1970 habe ich unterrichtet. 1970 habe ich einen Entschluß gefaßt: auf zwei Hochzeiten kann man nicht gleichzeitig tanzen, also habe ich mich für das Kunstschaffen entschieden, statt der Pädagogik. Ich wurde freiberuflich. Ich habe fast in allen Ländern der Welt ausgestellt. 1970 hatte ich eine Ausstellung in Berlin, mit ca. 32 Graphiken, die ich an dem Abend verkauft habe, und zwar alle! So bin ich in Berlin geblieben. Anfangs habe ich mit sehr guten Musikerfreunden – den Mitgliedern des Amati-Ensembles – zusammengeohnt, der Wintergarten war mein Atelier. Damals habe ich gedacht, alle meine Graphiken in Berlin verkaufen zu können. Das war nicht so, aber ich konnte davon leben.

Signale: Herr Lux, Sie sind ein sehr vielseitiger Künstler, was ist Ihre Devise beim Schaffen?

AL: In den 80er Jahren habe ich mich

darum bemüht – im Sinne von kreativer Kunst –, nicht die Oberfläche zu bearbeiten, sondern darauf zu schaffen. Ich habe stets darauf hingearbeitet, meine Erlebnisse, Erinnerungen, Gefühle darzustellen. Die Revolution hat mich sehr geprägt. Vor zwei Wochen habe ich geträumt, die Russen würden auf mich schießen. Diese Empfindungen, Erlebnisse habe ich in meine abstrakten Werke transformiert. Ich konnte ausdrücken, was ich erlebt habe, dies durchdringt indirekt meine Kunst.

Signale: Wie bezeichnen Sie sich, sind Sie Maler, Graphiker?

AL: Ich bin ein Multimedia-Künstler. Bei einer Vernissage in Budapest hat mich die Kunsthistorikerin mit meinen neuen CD-Installationen als einen Künstler mit der modernsten Ausdrucksweise bezeichnet. Ich habe immer gesagt, daß ich ein Kosmopolit bin. Ich bin dort zu Hause, wo meine Werke aufgenommen werden. Dazu kommen meine Wurzeln, das Gefühl, irgendwo hinzugehören, die Verbundenheit mit Schorokschar. Ich bin ein Schorokscharer. Kein Ungar, ich bin mehr, ich bin ein Schorokscharer Schwabe. Als Multimedia-Künstler bleibe ich nicht bei einer Technik, bei einer Ausdrucksweise. Ich suche immer das Neue, ich experimentiere dauernd in Gattungen und Techniken. Als bildender Künstler bin ich in die Medienkunst übergetreten, die eine zusätzliche Dimension zu schaffen vermag.

Signale: Wie war und ist das Verhältnis und die Freundschaft zu Josef Bartl und Adam Misch?

AL: Wir haben gemeinsam diesen Weg betreten, nämlich bildende Künstler zu werden. Wir waren gemeinsam in Künstlerkolonien, wir haben voneinander profitiert und haben uns gegenseitig angespornt. Wir hatten so ein innerliches Verhältnis, wir haben sozusagen zusammengelebt. Auch unsere Auffassung war dieselbe, wir haben uns immer wieder ausgetauscht und sprachen sehr viel miteinander. Und ein jeder von uns hat seine eigene Form gefunden. Adam Misch (1935-

1995) war öfters bei mir in Deutschland, wir haben die Kunst analysiert, nicht die sozialistische, die zu Hause war, sondern die internationalen Trends. Wir haben Museen besucht, den Louvre in Paris, es waren wunderbare Erlebnisse. Das war bei uns eine geistige Freundschaft. Wir haben uns gegenseitig immer angespornt und Höhen erreicht. Keine Tiefen.

Signale: Was sagt Antal Lux, der Pädagoge, zum heutigen Kunstunterricht?

AL: Ich habe an der Akademie in Merzig unterrichtet, obwohl meine Kräfte für das eigene Schaffen aufgebraucht werden. Aber der Nachwuchs ist sehr empfänglich für die Kunst. Vieles hängt vom Pädagogen ab, damit er die Kreativität erkennt und sie auch fördert. Nicht nur die Perspektive ist wichtig, sondern auch die Veränderung der Formen, eine dritte Dimension, die Bewegung muß ebenso stets dazugerechnet werden. Und das kann man leicht erklären. Wenn das ankommt, dann ist alles vollbracht.

Signale: Haben Sie viele Ausstellungen?

AL: Ich erhalte sehr viele Einladungen, so viele, daß ich nicht allen nachkommen kann. Ich brauche meine Kraft für meine Werke. Eine Ausstellung zu machen heißt auch sehr viel Arbeit: die Vorbereitungen, Auswahl, Realisierung, dazu braucht man sehr viel Kraft. Ein sehr wichtiger Punkt ist auch, daß die Umgebung, wo die Ausstellung eingerichtet werden soll, passend ist. Wenn diese Rahmenbedingungen stimmen, dann bin ich immer voll dabei.

Signale: Welchen Ratschlag würden Sie einem angehenden bildenden Künstler geben wollen?

AL: Weniger ist mehr. Immer wird in der Ausdrucksweise mehr gebracht als nötig. Deswegen gibt es wenige Werke, die unsere heutige Zeit und ihre geistigen Strömungen zeigen. Man soll sich nicht darum bemühen, dem Publikum gerecht zu werden. Wenn ein Betrachter vor einem Gemälde steht, soll er nicht den Künstler fragen, was es ausdrücken soll. Er soll das Gemälde befragen. Wenn dieses nichts sagt, soll er weitergehen. Das ist für mich das Wichtigste. Der Künstler hat mit dem Gemälde schon alles gesagt. Ja, und noch etwas, die Symmetrie ist die Schönheit der Dummen.

Signale: Herzlichen Dank für das Interview!

angie

Besuchen Sie die Homepage von Antal Lux: www.antallux.de

Die Freiheit der Ordnung, die Ordnung der Freiheit

Zur Kunst von Josef Bartl

In dieser Laudatio zur Preisverleihung in Würdigung seines Lebenswerkes ist es wohl am angebrachtesten, den Maler Josef Bartl selbst zu Wort kommen zu lassen. 1996 formulierte er in der ihm eigenen dichten Kompaktheit folgendes zu seinem speziellen Symbolsystem: „Die bestimmenden Elemente meiner Bilder sind die Farbe Weiß und das Quadrat. Die Oberfläche bevölkere ich mit weißen Vierecken, in welche ich Punkte, Dreiecke, Pfeile, Giebelverzierungen, Figuren, Kreuze und Linien male. Die Symbole sind konkret und abstrakt, schmückend und Sinn tragend, inhaltlich in einer differenzierten Form, welche spielerisch und doch diszipliniert sind. Meine Motive stammen aus der Volkskunst (Herzform, Giebelverzierungen, Figuren), diese betone ich durch unterschiedliche geometrische Elemente. Sie entfalten sich zu einem ikonartigen Symbolsystem.“

Bartl brachte seine Worte nach dem Höhepunkt seiner Kunst der weißen Bilder, während der Experimente mit der Faktur, zu Papier, in ebenso dichter, kompakter Erklärung, in welche sich seine Malerei gegen Ende der 1990er Jahre reduzierte. Konzentration, mit diesem Wort können wir Bartls Kunst in dieser Zeit charakterisieren. Er nutzt maximal das optische Symbolsystem und die Kraft der Symbolentwicklung. Die ständig sich in Bewegung, sogar Vibration, befindlichen Figuren wirken dynamisch und mehrdeutig.

Bartl wurde 1932 in Schoroksch geboren. Aus dem ehemaligen schwäbischen Marktflecken wurde die Trompete als Erinnerung in seine Werke geschmuggelt. Dieses Instrument spielt eine wichtige Rolle in seinen Bildern aus den 1970er Jahren. An der Kunsthochschule waren Gyula Papp, Aurél Bernáth und Géza Fónyi seine Meister. Unter ihrem Einfluß fühlte er sich zu Beginn seiner Laufbahn mit dem Postimpressionismus verbunden. Eine Reihe Blumenstill-Leben entstand in dieser Zeit, obwohl ihn schon damals die Frage der Komposition beschäftigte. In diesen Jahren erschienen auch Bilder kubistischer Intensität.

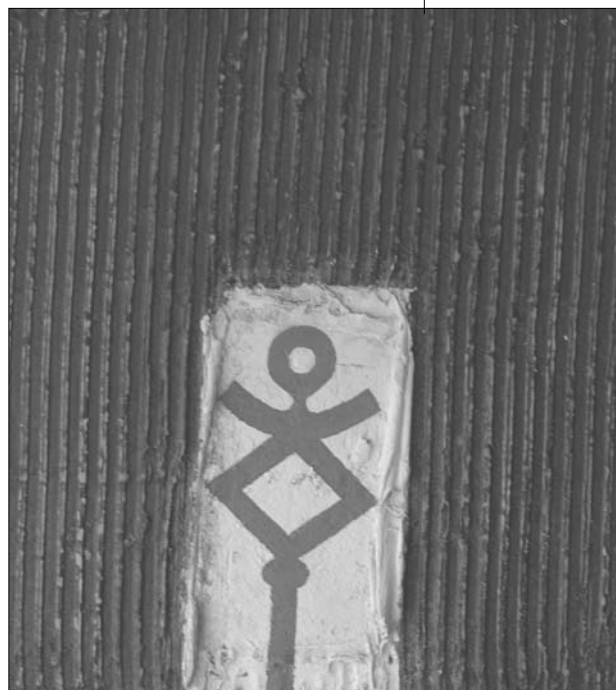
Schon damals fiel auf, daß er ein ausgezeichnete Kolorist ist. Das hohe technische und meisterhafte Wissen, welches er an der Hochschule erwarb, begleitete ihn auf seiner künstlerischen Laufbahn. Nicht zufällig bezeichnete ihn einer seiner Kenner (László Fábián) als „einer der Meister, welcher am schönsten malt“.

1972 trat eine Wende in der Kunst des Malers ein. Er zog nach Sankt-Andrá, wo er Jahrzehnte lang arbeiten sollte. Nach dem Studio Junger Künstler wurde er Mitglied der Künstlerkolonie von Sankt-Andrá. Neben seinen persönlichen Verbindungen waren es auch innere Gründe, weshalb er sich der Tradition von Sankt-Andrá hinwendete. Darauf wird schon in seinen früheren Werken hingewiesen. Zu jener Zeit richtet sich seine Aufmerksamkeit auf die Eigenheiten der Folklore: Giebelverzierung, Tor, Herz, Kreuzmo-

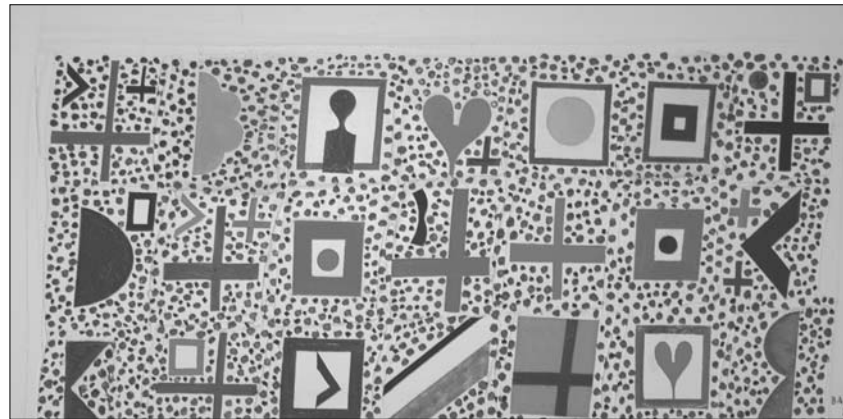
tive. Diese Requisiten, welche sich schon in der Kunst von Korniss, Bálint in neuem Zusammenhang finden, erscheinen in neuer Struktur in Bartls Lebenswerk. Nicht nach der eben gängigen folkloristischen Richtung, sondern im strengen und komplizierten Ordnungssystem.

In den 1970er und 80er Jahren arbeitet er mit lebhaftem Kolorit. Leuchtende, brennende Rottöne, kräftiges Blau als Kontrast bestimmen seine Bilder. Ab den 1980er Jahren jedoch folgt sein „dunkles Zeitalter“. Die Farben verdunkeln sich, das Braune und das Schwarze werden beherrschend. Düstere, tragische Zwischentöne determinieren seine Werke. Sie verraten traurige Entsagung und Hoffnungslosigkeit.

Um die Jahrtausendwende erstrahlen die Farben wieder aufs neue: das Weiße und einige sorgfältig erarbeitete Kombinationen der Grundfarben. Sie sind klarer, als wir sie aus den 1980er Jahren kennen. Diese Reduktion hat auch eine Wirkung auf die Entstehung der Bilder. Das Kompakte, die Dichte, waren das Besondere an Bartls Kunst, und sie werden jetzt noch mehr betont. Die



Kleiner Giebelschmuck, 28x25, Akрил, Platte, 2002



Rote Kreuze, 50x100, Öl, Leinen, 1988

geistige Spannung durch die immer symbolischeren Zeichen und ihre Auflösungen wird gesteigert.

Kehren wir zurück zu dem von Bartl formulierten Grundgedanken, welcher die Wichtigkeit des Vierecks hervorhebt. In einem magischen Rahmen erfassen die regelmäßigen Flächenfiguren das Bild. Das wird schon in seinen in den 1980er Jahren entstandenen Bildern gezeigt. In den späteren Zeiten jedoch „bevölkert“ er damit seine Bilder. Sie sind in kleine Zellen aufgeteilt, durch das Netz des Quadrates erschafft er die Isoliertheit der Menschen, die Einsamkeit und die Atmosphäre des eingeschlossenen Seins. Durch die quadratischen Gitter können auch die utopischen Stadtplanungen heraufbeschworen werden. Er erschließt uns die Bedrohung des zu sehr Reguliertseins in der Zukunft.

Die durch den Rahmen zusammengehaltene Welt ist auch nötig, weil sich die im Raum befindlichen Ornamente, Punkte und Linien zu einer beweglichen Landschaft entwickeln. Die Zeichen kommunizieren miteinander. Verspieltheit, das ist die Grundtendenz von Bartls Kunst. Das Spiel ist im Sinne Bergsons und der Gedanke in den ungarischen Versen, Novellen nach Kosztolányis Interpretation leicht und ernst zugleich.

Abgesehen von Bartls „dunkler Phase“ sind die auf seinen Bildern erscheinenden Motive nicht tragisch wie in den Werken seiner Vorgänger Korniss oder Vajda. Bartls Werke sprechen zu uns über die Bejahung des Lebens, der Kunst und der Liebe. Selbst in der abstrakten Erscheinung weisen sie auf das reiche Leben der wilden Natur und

ihrer Verbreitung hin. Flatternde, flimmernde, gelöste Stimmung schwingt uns in seinen Werken entgegen. Die geometrische Einfachheit und der Gebrauch der organischen Formen lenken unsere Aufmerksamkeit auf den Reichtum seiner Persönlichkeit.

Das Spiel hat jedoch nur dann Gültigkeit, wenn die Regeln eingehalten werden. Bartls Kunst ist durch die Regulierung des Systems und die verhältnismäßige Strenge der Ordnung gegeben. Die aus den früheren Zeiten komplizierten, sich bald vereinfachenden Symbole geraten nicht zufällig in die Bilder, sondern nach einem gewichtigen und ausgetüftelten Ordnungssystem schmiegen sie sich aneinander. Sie halten das Gleichgewicht, sie ergänzen sich gegenseitig, so daß sie am Ende Harmonie ausstrahlen. Bewegung, Gruppierung, Dichte, Verlangsamung, das sind die grundlegenden Konstruktionsmittel, mit welchen Bartl seine ständigen Motive in neue, nach eigenen Gesetzen funktionierende Ordnung bringt.

Die experimentelle Lust, die Verspieltheit bei Bartl ist nicht nur in der Bildgestaltung zu finden, sondern auch im Materialgebrauch. Den Künstler interessieren über das Funktionieren des Symbolsystems hinaus die Vielfältigkeit und Beweglichkeit der Faktur. In jüngeren Bildern experimentiert er mit der Oberfläche, mit den Möglichkeiten, die Farbschichten zu bearbeiten. Seine Aufmerksamkeit bleibt nicht bei den Variationen der Ölmalerei, sondern weitet sich auch auf Aquarell und Textil sowie auf Plastiken und Glasgestaltungen aus.

Bartls Kunst wurde auch vom Privatsammler György Béla entdeckt, der seit 1999 die kunsthistorische Datenbank Artchivum und eine Sammlung zeitgenössischer ungarischer Kunst von über 1000 Stück aufgebaut hat. Das Archivum veröffentlichte einen Katalog über Bartl, und die nahezu 50 Werke des Künstlers aus der Sammlung sollen in der ersten Jahreshälfte 2010 im Haus der Ungarndeutschen in Budapest in einer Ausstellung gezeigt werden.

Gabriella Uhl

Ausstellung des Verbandes Ungarndeutscher Bildender Künstler im Budapester Kulturzentrum

Im Rahmen einer Präsentation des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler am 16. April im Budapester Kulturzentrum (XI., Etele út 55) eröffnete der Kunsthistoriker Ferenc Matits eine Gemeinschaftsausstellung der VUdAK-Künstlersektion, die zwischen dem 16. und 23. April zu sehen war (NZ 17/2009). Kunsthistoriker Ferenc Matits sagte bei der Einführung:

21 bildende Künstler schickten Werke zu der Ausstellung, die in der Foyergalerie des Kulturzentrums veranstaltet wurde. Der erste Teil der Galerie besteht aus vier Zellen. In der ersten Zelle finden wir drei Bilder des Malers Josef Bartl, in der zweiten von Ákos Matzon und György Jovián. Zwischen der zweiten und dritten Zelle sind zwei geometrische Skulpturen von Tibor Budahelyi. In der dritten Zelle hängen Bilder von János Wagner, Manfred Karsch und László Hajdú. In der vierten Zelle können wir Bilder von Géza Szily und László Heitler sehen. Als Abschluß dieser Einheit hängt die aus gebrauchten Teetüten bestehende Applikation von Erzsébet Lieber. Bevor wir in die nächste Abteilung der Ausstellung gelangen, sollten wir

auf die frequentiert benutzte Doppelhängetür der Bibliothek achtgeben. Dieser L-förmige Raum beherbergt Bilder von Robert König, Volker Schwarz, István Damó und die beiden mystischen Skulpturen von András Huber. Die sehr eindrucksvollen drei Textilbilder von Beáta Hajdú verzieren die einzige Säule dieses Raumes. Gyula Frömmels naturalistisch gemaltes Triptychon erinnert uns an die Reisealtare des Quattrocentos.

Es ist sehr interessant, die künstlerische Aktivität von einander so stark abweichenden Malern und Bildhauern in einer Ausstellung nebeneinander zu betrachten. Budahelyis aus bunten geometrischen Formen aufgebautes Objekt ist Erzeugnis und Ausdruck unserer technischen Welt. Hubers sehr innige, organische Holzskulpturen



Foto: Bajtai László

kommen uns schon auf den ersten Blick sehr nahe. Volker Schwarz's narrative Collagen verführen uns in eine Story, bzw. nur in eine kurze

Episode. Die Intimität und Kernigkeit der Textilbilder von Beáta Hajdú ist allen plausibel. Ákos Matzons gestreiche, zur Meditation anregende Tafelbilder wirken sehr gut. Die Kunst von János Wagner steht nach wie vor auf hohem Niveau. Manfred Karsch arbeitet mit großer künstlerischer Sorgfalt und löst die Aufgabe, die Gegensätze zwischen der Helligkeit und der Dunkelheit auszudrücken. György Joviáns Gemälde verfügt über sehr starke malerische Effekte, wobei sein Werk als konzeptionelle Komponente die im Takt erscheinenden blauen Pünktchen extra bereichern. Die Ausstellung ist ein echtes Zeugnis dafür, daß das visuelle Erlebnis durch sehr voneinander abweichende Kunstwerke hervorgerufen werden kann.

Man kann die Ausstellung des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler als wichtigen Meilenstein betrachten, weil sie im Rahmen der Budapester „multikulti“-Veranstaltung realisiert wurde. Diejenigen, die der Ausstellungseröffnung beiwohnten, waren gleich auch Gast einer musikalisch-literarischen Veranstaltung, die von Mitgliedern des VUdAK gestaltet worden ist.

Die Lichtstrahlen der Hoffnung

Bilderausstellung von Manfred Karsch in Moor

Die Ausstellung des aus Thüringen stammenden und seit 1972 in Ungarn lebenden Malers Manfred Karsch (Erfurt, 1948), der Mitglied des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) ist, erfolgte auf Einladung der Ungarndeutschen Selbstverwaltung von Moor. In dem im 18. Jahrhundert errichteten ehemaligen Schloß der Grafen Lamberg-Szécsen, wo seit 1977 die Stadtbibliothek „Antal Radó“ untergebracht ist und sich Ausstellungs- sowie Büroräume befinden, erfolgte am 3. November die Ausstellungseröffnung. Franz Erdei, der Vorsitzende der Ungarndeutschen Selbstverwaltung von Moor, begrüßte in Deutsch die etwa 50 Vernissagegäste, darunter auch Vertreter der Ungarndeutschen aus Stuhlweißenburg und Hanselbek. Der Kunsthistoriker Dr. Ferenc Matits hielt die Eröffnungsrede.

In der von der Gartenseite her abgeschlossenen stimmungsvollen Eingangshalle des Schlosses waren auch der Maler Ákos Matzon (Vorsitzender der Sektion Bildende Kunst des VUdAK) sowie Karschs weitere Künstlerfreunde, darunter der Bildhauer Emil Eöry und Malerkollegen aus Hanselbek, präsent. In dem ovalförmigen Ausstellungsraum hingen 19 Bilder von Manfred Karsch, alles Werke der letzten beiden Jahre.

Moor ist eine stimmungsvolle Kleinstadt, mit dem Pkw aus Budapest nach etwa einstündiger Fahrt

erreichbar. Die Eindrücke nicht aller Ausstellungen verankern sich in den Besuchern so tief wie diese. Aber die Bilder von Karsch zeigen malerische Werte, die jeden berühren. Karschs Bilder sprechen in gut aufnehmbarer und suggestiver Weise über die Einstellung des Malers zur Welt. Sie sind Zeugnisse davon, daß Karsch optimistisch und positiv denkt. Er kodifiziert mit großer künstlerischer Tüchtigkeit pfiffig seine Gesinnung.

Die Bilder tragen verschiedene Tageszeiten als Titel oder haben eine Beziehung zu den Jahreszeiten. Die Mehrzahl seiner Gemälde sind solche Landschaftsbilder, die den Einfluß der Natur auf seine Seele widerspiegeln. Seine Werke geben unseren

Augen viel Arbeit, um die einzelnen Effekte aufnehmen zu können, und regen uns zur Meditation an. Dabei bereichern wir uns mit sämtlichen Anregungen, Zeichen und Weisungen, auf die wir im Walde – im Irrgarten des Lebens – achten sollten. Malerisch, optisch gut aufnehmbar und dekorativ wirken Karschs Bilder, die unser Interesse nicht nur auf den horizontalen Wuchs der einzelnen Baumstämme lenken, sondern uns auch die Lichteffekte spüren lassen, die zwischen den Baumstämmen entstehen.

Sein großformatiges Tafelbild „Das Meer“ verdankt seine Entstehung dem letzten Sommerurlaub des Künstlers auf den Kanarischen Inseln. Diese Komposition hat eine

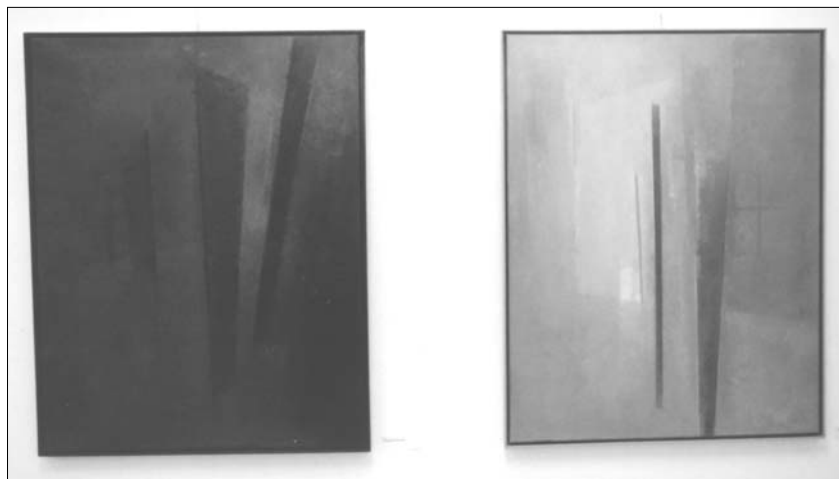
entfernte Verwandtschaft mit dem kolossalen Bild „Wolke nach dem Sturm (Vogelwolke)“ von dem deutschamerikanischen Maler Lyonel Feininger, die aber eine starke Anlehnung an Caspar David Friedrichs Gemälde „Mönch am Meer“ aufweist.

Auf keinen Fall wollten wir damit sagen, daß Karsch Bilder anderer Maler kopiert, sondern wir wollten festlegen, in welcher seelischen und geistigen Verwandtschaft Karschs Bilder entstehen. Es ist interessant, wie sich Feininger zu diesem Zusammenhang äußerte: „Bilder von C. D. Friedrich sah ich erst viel später, als ich die Bilder (Vogelwolke, Dünen usw.) schon gemalt hatte, die zu der Annahme führten, daß ich von ihm beeinflusst sei.“

Selbstverständlich kennt und ehrt Manfred Karsch das Schaffen von Friedrich und Feininger. Dies zu kopieren braucht er aber nicht, weil er genug eigene Entdeckungen in der Natur hat. Die Erlebnisse der Metamorphose der Natur regten die Künstler in der Vergangenheit ebenso an wie in der Gegenwart, und die Natur wird auch künftig genug Anregungen zum Schaffen solcher Bilder geben.

Die Kunstausstellung des Malers Manfred Karsch in Moor war bis zum 26. November im Schloß Lamberg zu sehen

F. M.



Frigyes Matzon-Gedenkausstellung

Frigyes Matzon wäre heuer 100 Jahre alt geworden. Die Idee einer Gedenkausstellung an der Budapester Universität für Ungarische Bildende Kunst kam von Kunsthistoriker Dr. László Beke. Bildhauer und Lehrstuhlleiter Tamás Körösenyi führte in die Vernissage am 13. Oktober im Parthenon-Fris-Saal im Epreskert (an der Universität für Ungarische Bildende Kunst, Budapest) ein.



men, das Werk Frigyes Matzons ausreichend zu recherchieren und zu dokumentieren.

Der Bildhauer wurde auch mit vielen Preisen bedacht, u. a. bekam er 1940 den Preis der Szinyei-Gesellschaft, 1967 den József-Eötvös-Gedenkpreis. Seine nonfigurative analytische Kunst ist geprägt durch seine einzigartige Formenwelt, seine abstrakten Figuren brechen nicht mit der klassischen Darstellungskunst.

Kunsthistorikerin Júlia P. Szűcs schrieb die Einführungsrede in die Ausstellung, die von Ákos Matzon vorgelesen wurde. Die Auswahl aus Frigyes Matzons Lebenswerk bildete einen Querschnitt und führte über seine Schaffensperioden von der römischen Schule bis hin zu seinem späten Lebenswerk: einer erlebnisreichen Figurenwelt, die den eigens beschrittenen Weg des von Schicksalsschlägen nicht ver-



schonten Bildhauers widerspiegelt, der seine eigene Ausdrucksform als Künstler gefunden und der Nachwelt weitergegeben hat.

A. K.

„Ich wollte Graphiker werden und wurde als Bildhauer aufgenommen, so bin ich Schüler von Frigyes Matzon geworden“, erklärte Körösenyi. „Ähnliche Bildhauerarbeiten wie er hat niemand gemacht, er war eine besondere Persönlichkeit auch als Meister.“ In Frigyes Matzons Laufbahn bedeutete der Weltbrand – der Zweite Weltkrieg – eine starke Zäsur, trotz diesem gewaltigen Einbruch fand er eine Formwelt für sich und ging seinen eigenen Weg.

Das interessante, aufzuarbeitende Lebenswerk habe der in Albertirsa (damals Irsa) geborene Bildhauer vor seinem Tod 1986 Palota/Várpalota gespendet, das unter verwahrlosten und traurigen Umständen dort zu finden sei, berichtete Sohn Ákos Matzon, VUdAK-Sektionsvorsitzender für bildende Kunst. Er wies darauf hin, daß er sich für diese Ausstellung zwei Titel überlegt habe, „100 Jahre Einsamkeit“ und „Anziehen und Abstoßen“: der erste auf Frigyes Matzons Werk und seine Kontakte bezogen, obwohl ihn viele Schüler umgeben haben; der zweite die Beziehung von Vater und Sohn

versinnbildlichend. Ákos Matzon erklärte, daß er seinem Vater viel zu verdanken habe, jedoch konnte er ihm nicht sehr nahekommen.

Frigyes Matzon war Rom-Stipendiat (1937/38, 1942/43) und zählt mit seiner Kunst zur römischen Schule. 1930 – 36 hat er die Hochschule für Ungarische Bildende Kunst besucht und war Schüler von Ferenc Sidló. 1953 – 74 war er Lehrer des Gymnasiums für Bildende Kunst und hat auch an der Loránd-Eötvös-Universität als Gastdozent gearbeitet – viele Kunsthistoriker kamen aus dieser Werkstatt. In den 50er Jahren hat er in Fliege unterrichtet.

Ákos Matzon betonte, daß die Dokumentation für einen Künstler von besonderer Wichtigkeit sei, dies sehe er nun am Lebenswerk seines Vaters, der sich damit gar nicht beschäftigt habe. Kunsthistorikerin Ildikó Elődi habe nun die schwere Aufgabe auf sich genom-



Ákos Matzon in Rom

Ákos Matzon, Vorsitzender der VUdAK-Sektion für bildende Kunst, war im Sommer zum zweiten Mal Stipendiat der Ungarischen Akademie in Rom. Dieses Stipendium bekamen von den VUdAK-Künstlern in den früheren Jahren János Wagner und László Hajdú. Matzons Vater, der Bildhauer Frigyes Matzon, war das erste Mal 1938/39 mit einem Stipendium in Rom. „70 Jahre nach meinem Vater in Rom ein Stipendium bekommen zu haben, das war schon ein besonderes Gefühl. Es hat mich auch in dieser Hinsicht angespornt. Der Aufenthalt in Rom gibt Inspirationen, und es kommt auf die Person an, wie diese verwendet und aufgearbeitet werden. Ich habe solche vor Ort skizzierten Motive, die ich demnächst in großformatige Gemälde einbauen möchte“, sagte Ákos Matzon zu seinem diesjährigen Stipendium. Und in der Ewigen Stadt, wo fast jeder unbedeutende Stein aus der Antike stammt, war Matzon auf der Spur der modernen Kunst. „Außer den antiken Trümmern möchte ich das Rom im 20. und 21. Jahrhundert sehen.“ Vor allem suchte der Künstler auch mit dem Blick des Architekten die Baukunst der Modernität in der Ewigen Stadt.



angie



Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Herausgegeben von Johann Schuth

Reihe Literatur

Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976-1990. Budapest 1992. 119 S. ISBN 963-04-2032-5 Preis: 500 Ft

Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. ISBN 963-04-2338-3 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. ISBN 963 04 3238 2 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. ISBN 963-8333-00-6 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft

Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. ISBN 963-8333-01-4 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft

Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. ISBN 963-8333-04-9 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. ISBN 963-8333-05-7 ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Band 8: Josef Michaelis: Treibsand. Ausgewählte Texte. 1976 – 2001. Budapest 2004. 205 S. ISBN 963-8333-08-1 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 9: Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest 2005. 214 S. ISBN 963-8333-11-1 ISSN 1216-6324 Preis: 980 Ft

Band 10: Literatur Literaturvermittlung Identität. Tagungsband. Budapest 2004. 143 S. ISBN 963-8333-12-X ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Band 11: Koloman Brenner: Sehlichst. Budapest 2007. 72 S. ISBN 963-8333-13-8 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 12: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. 2. Auflage. 2008. 222 S. ISBN 978-963-8333-14-8 Preis: 980 Ft

Reihe Kunst

Band 1: „Dort drunt an der Donau“. 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996 Preis: 9000 Ft

Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 174 8 Preis: 800 Ft

Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 – 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 283 3 Preis: 900 Ft

Band 4: Matzon Ákos NET (deutsch-ungarisch-englisch). Budapest 2005 ISBN 963 8333 09X ISSN 1216-6324 Preis 2000 Ft

Band 5: Antal Dechandt Katalog. Budapest 2005 ISBN 963 8333 10 3 HU- ISSN 1785-7465 (vergriffen)

VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. (vergriffen)

Weitere Bücher:

Misch Ádám. Ein Künstlerportrait. Preis: 2500 Ft

Bartl. Bilder 1951 – 2000. Preis 3000 Ft

Igele – Bigele. Ungarndeutsche Kinderanthologie. Budapest 1980 100 S. Preis: 600 Ft

Ludwig Fischer: Auf weiten Wegen. Budapest 1983 205 S. Preis: 600 Ft

Ludwig Fischer: Die Erinnerung bleibt. Nadwar 2008 319 S. Preis: 2500 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage!

Bestellungen an:
VUdAK – Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Budapest, Lendvay u. 22 II. H-1062
Tel.: +36 1) 302 67 84, +36 1) 302 68 77
Fax: +36 1) 354 06 93
E-Mail: neueztg@hu.inter.net
www.vudak.hu

Gemeinsame Veranstaltungen

(Fortsetzung von Seite 1)

Zum 80. Geburtstag von Ludwig Fischer gab die Gemeinde Nadwar, wo er als Lehrer lange Zeit tätig war, mit dem Titel „Die Erinnerung bleibt“ eine Auswahl seiner Texte heraus.

Unsere Homepage www.vudak.hu wird laufend aktualisiert. Unter dem Link Veranstaltungen sind nun die Berichte über VUdAK-Programme einzusehen, die in der Neuen Zeitung erschienen sind.

Josef Bartl erhielt das Ritterkreuz der Republik Ungarn und den Lebenswerkpreis zum Tag der Ungarischen Malerei. Géza Szily

bekam den Hauptpreis der Aquarellbiennale in Erlau. Anlässlich des 50. Geburtstages von Antal Dechandt fanden mehrere Ausstellungen statt. Ákos Matzon stellte im Juni 2009 in der HAP-Galerie in Budapest aus.

Unser Verband möchte sich mit einer Gemeinschaftsausstellung, betitelt „Zeiträume“, im Kulturhauptstadtjahr Fünfkirchen präsentieren und zwar im Februar im Lenau-Haus. Die Ausstellung soll im September im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm gezeigt werden. Dazu soll ein VUdAK-Jubiläumsalbum erscheinen.

Menschen und Pferde

Erinnerungen an die alte Heimat der Ungarndeutschen – wie die ehemalige und aktuelle schwäbische Hauptstadt auf dem Blatt „Stuotgart“ von Hans Baldung Grien oder die von der Masseneinsiedlung in mehreren Wellen inspirierte Serie „Ulmer Schachtel“ und „Deutschbohl Anno...“ Namhafte Persönlichkeiten sind ebenso präsent, die als beispielgebende Helden für die Nachfolger dienen können, wie Christian, Herzog von Weissenfels, Ernst Wilhelm, Herzog von Weimar, Martin Bach oder Ratgeb der Maler... Apropos, Letzterer erscheint immer wieder auch auf Linolschnitten mit archaisierenden Titeln: Jerg Ratgeb am Ufer des Neckars, Jerg Ratgeb in Herrenberg oder Jerg Ratgeb in Pforzheim. Das waren typische Leitmotive bei der Ausstellung des Grafikers Robert König im Oktober in der Budapester Galerie Forrás.



Robert König: Jerg Ratgeb am Neckar, 35x50 cm Linolschnitt

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst
Die Herausgabe der Signale wurde durch den
Nationalen Zivilfonds (NCA) gefördert
Redaktion: **Johann Schuth, Angela Korb**
Anschrift: Budapest, Lendvay utca 22, H – 1062
Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 354 0693
E-Mail: neueztg@hu.inter.net
Internet: www.vudak.hu
Verantwortlich für die Herausgabe
Dr. László Kodela
Vorstandsvorsitzender/Generaldirektor von
Magyar Közlöny Lap- és Könyvkiadó GmbH
Satz: Neue-Zeitung-Stiftung
Druck: Magyar Közlöny Lap- és Könyvkiadó Lajosmizsei Nyomdája
Verantwortlicher Leiter:
Norbert Burján